Graf Stephan Széchenyi's

staatsmännische Laufbahn,

seine letzten Lebensjahre in der Döblinger Irrenanstalt

und sein Tod.

Von

Aurel v. Kecskeméthy.

Ich habe jüngst ein grosses Wort gelesen;
Ich las es auf Széchenyis Leichenstein:
Von Ungarn sage nicht: es ist gewesen!
Von Ungarn sollst du sagen: es wird sein!

Pest,

DRUCK UND VERLAG VON HORNYÁNSZKY & HUMMEL.

1866.

In Commission bei Gebrüder Lauffer.

Graf Stephan Széchenyi's

staatsmännische Laufbahn,

seine letzten Lebensjahre in der Döblinger Irrenanstalt

und sein Tod.

Von

Aurel v. Kecskeméthy.

Pest,

DRUCK UND VERLAG VON HORNYÁNSZKY & HUMMEL.

1866.

Vorwort des Herausgebers.

Indem ich das in ungarischer Sprache erschienene höchst interessante Werk A. v. Kecskeméthy's über Széchenyi's letzte Lebensjahre und seinen geheimnißvollen Tod in der Irrenheilanstalt zu Döbling dem deutschen Lesepublikum mitzutheilen unternahm, schien es mir mit Rücksicht auf das Ausland nothwendig, dieses Buch mit der Schilderung dieses bedeutenden Mannes in seinem Wirken als Schriftsteller, Redner und Staatsmann zu ergänzen, und somit dem Bilde des kranken Széchenyi jenes kernige kraftvolle Bild vorauszuschicken, das uns Széchenyi in seiner Vollkraft als gesunder Mann, mitten in einem schöpferischen erfolgreichen Wirken darbietet.

Beide Schilderungen rühren von demselben Verfasser her, welcher sowohl als gediegener Publicist die politische Wirksamkeit „des größten Ungarn", wie ihn seine Zeit nannte, richtig zu würdigen die Fähigkeit besitzt; als auch durch seine mehrjährigen persönlichen Beziehungen zu dem Grafen in dessen letzten Lebensjahren, in der Lage ist, wie wenige Andere, die Räthsel seines geistigen Zustandes und seines geheimnißvollen Todes aufzuhellen.

Vorwort des Herausgebers.

[illegible]

[illegible]

I.

Graf Stephan Széchenyi's

staatsmännische Laufbahn.

Graf Stephan Széchenyi war der Sprosse einer ungarischen und katholischen Magnatenfamilie, in welcher loyale Anhänglichkeit und Treue für das Haus Oesterreich mit unverholenem Nationalgefühl und werkthätiger Vaterlandsliebe vereint und eine gewisse diplomatische Klugheit, diese oft weit auseinanderführenden Richtungen in sich harmonisch zu verbinden, erblich war.

Einer seiner Ahnen, der Erzbischof von Kalotscha, Paul Széchenyi, der während der Tököly'schen und Rákóczy'schen Aufstände zu jeder Zeit „kaiserlich" gesinnt blieb, als Vertrauensmann zu den Ministerberathungen über die künftige Organisirung Ungarns nach Wien berufen, — hatte den Muth, den auf Abschaffung der Constitution und „Germanisirung" Ungarns gerichteten Absichten der Minister und Jesuiten entschieden entgegenzutreten. Seine Klugheit und Energie vereitelten damals diese Anschläge, und so wurde Ungarn seine Constitution und Oesterreich Ungarn auf weitere hundertundfünfzig Jahre erhalten! Er gefährdete dabei seine Existenz, verscherzte die allerhöchste Gnade und die Aussichten auf den Primat von Gran für immer.

Graf Franz Széchenyi, Geheimrath, Ritter des goldenen Vließes ꝛc. der Vater des Stephan, obschon vielfach verdächtigt, gelangte zu hohen Staatsämtern, lebte beständig zu Wien in den Hofkreisen, verwendete aber dabei ungeheuere Schätze auf die Belebung der Nationalität, gründete aus eigenen Mitteln das Nationalmuseum in Pest, schenkte demselben eine großartige Bibliothek u. s. w.

Dieser Grundzug des Familiencharakters ist in der ausgebildetsten Form im Grafen Stephan Széchenyi zur Erscheinung gekommen.

Geboren am 21. September 1792 in Wien, trat er im Jahre 1809 in die Insurrectionsarmee, dann in die reguläre Kavallerie ein, machte die Kriege gegen Napoleon bis 1815 mit, zeichnete sich durch seine Tapferkeit, besonders in der Schlacht bei Leipzig aus, wo er unter Anderem auch mit einer wichtigen Sendung an den General Blücher betraut wurde, und noch in den letzten Jahren erzählte er oft in der ihm eigenen ergötzlichen Weise, welch' ein Ideal er sich von dem großen Feldherrn ausgemalt und welch' einen komischen Eindruck es auf ihn machte, als er den berühmten General im Pudermantel vor dem Spiegel sitzend fand. Nachdem Széchenyi als eleganter Officier auch an verschiedenen Höfen, namentlich am Hofe der Caroline Murat in Neapel, als gern gesehener, bei den Damen wohlgelittener Gast sich herumgetummelt, später den Einzug der Alliirten in Paris, den Wiener Congreß mitgemacht und den russischen St. Wladimir-, den sardinischen Mauritius- und Lazarus-, ferner einen preußischen und neapolitanischen Orden — „wofür? das weiß ich selber nicht!" pflegte er oft zu

sagen — erhalten hatte, ohne doch über den Rittmeister avancirt zu sein, entsagte er (1825) dem Hof- und Soldatenleben für immer.

Der scheinbar leichtfertige, hohlköpfige Cavalier fühlte nach Auflösung des vergnügenreichen Wiener Congresses die Stellung eines Friedenssoldaten für ebenso langweilig als seiner unwürdig. Aber die ländliche Existenz in dem damaligen Ungarn war ihm noch unerträglicher, und so sehen wir ihn viele Jahre hindurch den Orient, den Süden und Westen Europa's bereisen, in Italien, Griechenland, in Frankreich, England unstät umherirren. Nur England vermochte ihn dauernd zu fesseln, und je mehr der blasirte, Literatur, politische und volkswirthschaftliche Lectüre planlos und dilettantisch betreibende Weltmann zum Bewußtsein einer Bestimmung und Lebensaufgabe gelangte, — um so mächtiger fesselte ihn die harmonische, gesunde, praktische Lebensluft und Bildung Englands.

Die Wunder der Association, des selbstständigen Volkscharakters, die Früchte des nüchternen und dabei rastlosen Unternehmungsgeistes, die großartige Entwickelung der Landwirthschaft, der Vieh-, namentlich Schaf- und Pferdezucht, das gesammte sociale Leben Englands: das war die hohe Schule, wo das fragmentarische Wissen des Grafen Sz. durch leitende Ideen, höhere Anschauungen bereichert, ergänzt und vermöge seines vorzugsweise practischen Geistes zur Anwendung gereift wurde.

Die eine Richtung seines öffentlichen Lebens besteht in der That in der Anwendung dieser aus England geholten und wohlverdauten Studien und großartigen Beispiele auf Ungarn.

Die Belebung des Associationsgeistes war seine erste große Aufgabe. Practisch, wie er in Allem war, begann er mit dem Leichten, mit dem Unterhaltenden. Er brachte das jetzt reiche und blühende Casino in Pest zu Stande, und nach dessen Vorbild entstanden in den anderen Städten immer mehr und mehr. So wurde für die gebildeteren Klassen ein Berührungspunkt geschaffen, der Verfeinerung der Sitten, des geselligen Lebens in Ungarn der erste Impuls gegeben, für die Anregung, Berathung, Verwirklichung weiterer Unternehmungen, welche Széchenyi im Sinne hatte, der richtige Boden gefunden. — Im Pester Kasino gedieh die Errichtung des Pferderennvereins, eigentlich dessen Erweiterung zum Pferdezuchtverein zur Verwirklichung. Dieser erweiterte sich zu einem Thierzucht-, endlich zu einem allgemeinen Landwirthschaftsverein, welcher noch besteht und erfolgreich wirkt. Im Jahre 1828 schrieb er selbst ein Buch über die Pferde, die Frucht reicher in England gemachter Erfahrungen.

Von Kleinem auf Größeres übergehend — die Schwingen wuchsen ihm und dem Volke, das sich seiner Leitung begeistert fügte — brachte er die Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft zu Stande. In einigen Jahren darauf finden wir ihn am Eisernen Thor, wo er die Sprengung der dortigen Felsen einleitete, um seinem Schooßkinde, der Donau-Dampfschifffahrt, den Weg bis Konstantinopel zu eröffnen.

Die Pester Kettenbrücke, der Ofner Tunnel, die Plattensee-Dampfschifffahrt, das Riesenunternehmen der Theißregulirung, wodurch Ungarn vierhundert Meilen fruchtbaren Bodens erobert werden sollen, — der Entwurf eines vollkommenen Eisenbahnsystems, welcher gegenwärtig mit einiger Abän-

derung halb ausgeführt ist..., das Alles wurde durch ihn angeregt, angebahnt und theilweise durchgeführt.

Diese materielle Richtung des großen Reformators, so reich sie auch war an glänzenden und dauerhaften Erfolgen, bildet doch nur die eine Seite seiner sich selbst gestellten Aufgabe.

Sein hoher Geist faßte das Leben der Nationen nicht nur als eine Summe von in einer gewissen Zeit sich ergebender Production und Consumtion auf, welche lediglich von der Vorsehung dazu bestimmt ist, als „Steuerobject" einem hohen landesfürstlichen Finanzministerium zu dienen. Nein! Ihm war es klar, daß die künstlich aufgepfropfte materielle Cultur keine Wurzel fassen und nicht gedeihen könne, wenn ihr nicht die Volksbildung hinlängliche Elemente der Fortentwickelung darbiete.

Die zweite und vielleicht bedeutendere Seite seiner schöpferischen Thätigkeit war daher auf die geistige Bildung der Nation gerichtet. Und zwar handelte es sich seiner Ansicht nach nicht blos um Einimpfung der bei den Culturvölkern Europa's verbreiteten Kenntnisse, — nicht um die äußerliche Aneignung der geistigen Errungenschaften der Deutschen, Franzosen, Engländer — etwa durch das am nächsten gelegene Mittel der deutschen Sprache, wie das nach dem Jahre 1849 bis 1859 von der österreichischen Regierung so kurzsichtig und mit so traurigen Erfolgen versucht wurde.

Eine Cultur, deren kosmopolitischer Charakter das Magyarenthum verdrängen, ja gewiß vernichten würde, war nicht nur ein Schreckbild, das seine Phantasie lebhaft erfaßte, sondern zugleich eine Besorgniß der nüchternen Ueberzeugung, welche seine staatsmännischen Bestrebungen entscheidend beeinflußte. Denn Széchenyi ging die Erhaltung, das Aufblühen der magyarischen Nationalität über Alles.

Die Belebung seiner geliebten, „in tiefen Schlaf versunkenen, aber noch nicht todten Nation", — die Ausbildung der nationalen Sprache und Literatur zu jener Höhe, wo dieselbe als Vermittlerin fremder Cultur und Trägerin der eigenen nationalen Bildung genügen könne, war daher in seinen Augen die Vorbedingung der Lösung vieler socialen und politischen Fragen.

Er unterschied sich von den in späteren Jahren zahlreich aufgetauchten Projectenmachern und Reformerepigonen dadurch, daß er einen einheitlichen Reformplan faßte, welcher auf eine tiefdurchdachte „logische Folgenreihe", auf die er stets das höchste Gewicht legte, gebaut war.

Diese von ihm unzähligemal stark betonte „logische Folgenreihe" hat ihn harte Kämpfe gekostet. Denn in einigen Jahren, nachdem Széchenyi durch sein mächtiges Wort und seine kühnen Schriften alle Blößen Ungarns aufgedeckt und zum Bewußtsein der Nation gebracht hatte, kamen bald seine Schüler, wollten den Meister überbieten, tischten Tag für Tag neue Projecte auf, entwarfen Gesetzvorschläge im buntesten Durcheinander, betrieben Unternehmungen, welche in Amerika oder England unter Verhältnissen vielleicht passend, in Ungarn lächerlich waren, kurz — gingen mit der überschwenglichen ungarischen Heißblütigkeit und Phantasie auf das nüchterne Gebiet practischen Schaffens über, während Széchenyi's eminent practischer Sinn stets unbefangen erwog, was und wie viel man könne, quid valeant humeri, quid ferre recusent, und überzeugt, daß man nicht Alles auf einmal könne,

immer wieder auf seine „logische Folgenreihe" zurückkommend, die Frage erwog: was ist das Erste?

Die Errichtung der ungarischen gelehrten Gesellschaft zur Ausbildung der ungarischen Sprache, das schien ihm und das war auch das Erste, bevor man die ungarische Sprache in die Schulen, in's öffentliche Leben einführte.

Die Idee einer ungarischen Akademie beschäftigte schon seit vielen Jahren die Besseren des Landes, als sie am Preßburger Landtage im Jahre 1825 verhandelt wurde.

Man klagte, daß die ungarische Sprache, „obschon dieselbe auf diplomatischem Gebiete Garantien erhielt, im Leben sich dennoch keines Gedeihens erfreue", — man kam auf die Nothwendigkeit ihrer Ausbildung, die seit Jahren ersehnte Gründung einer gelehrten Gesellschaft zu sprechen; man discutirte mehrere Tage ohne Ergebniß. Als die Reihe an den zu jener Zeit berühmten Redner Paul Nagy kam, meinte dieser seufzend, „nur die Aufopferung der Großen des Landes könne die Akademie zu Stande bringen, denn hier seien auch, wie nach einem berühmten Feldherrn zur Kriegführung, drei Hauptsachen erforderlich, nämlich — Geld, Geld und Geld!" — Da erhob sich plötzlich ein als Zuhörer anwesender, bisher nur von seinem excentrischen Treiben bekannter Rittmeister vom Husarenregiment Hessen-Homburg und sagte: „Ich habe hier keine Stimme, ich gehöre nicht zu den Großen des Landes, aber ich bin Grundbesitzer, und wenn ein Institut entsteht, das die ungarische Sprache ausbilden und die ungarische Erziehung unserer Landeskinder erzielen soll, so widme ich diesem Zwecke mein einjähriges Einkommen." — Dieses betrug, wie er selbst sagte, 60,000 Gulden. Die Begeisterung der Versammlung kannte keine Grenzen. Das große Beispiel fand zahlreiche Nachahmer. Magnaten und Deputirte drängten sich zur Unterschrift; binnen einer Viertelstunde war die Akademie gegründet!

Im Jahre 1831 schrieb Széchenyi eine Broschüre unter dem Titel „Magyar szinház" (ungarisches Theater), in welcher er die damals in Ungarn noch gar nicht geahnte culturhistorische Bedeutung des Theaters, ganz besonders für Ungarn, gründlich und geistreich erörterte und den Bau eines Nationaltheaters in Pest auf Landeskosten anregte. Der Landtag der Jahre 1832 bis 1836 erhob das Project Széchenyi's zum Beschluß; im Jahre 1837 ward das Theater eröffnet, und ich glaube kaum, daß irgendwo das Nationaltheater in seiner Bedeutung als Bildungsanstalt mit solcher Pietät gewürdigt wird, wie es mit dem ungarischen Theater in Pest heute noch der Fall ist.

Ferner war Sz. der erste Magnat, welcher seit Menschengedenken an der Oberen-Tafel ungarisch gesprochen hat, wodurch auch bald die ungarische Sprache zur ausschließlichen Geschäftssprache des Oberhauses erhoben wurde.

Vom Jahre 1830 bis 1860 welch' unermeßlicher Erfolg!

Vor dreißig Jahren war die Haus- und Familiensprache der ungarischen hohen Aristokratie die deutsche, französische und englische. Die ungarische Sprache war, wie Sz. sich ausdrückte, „in die Küche und in den Stall verwiesen". Die Männer der intelligenten Classen und des Mitteladels sprechen lateinisch, ihre Frauen und Töchter affectiren und radebrechen ein gräßliches

Deutsch. Man konnte wohl Akademien und Theater bauen, aber um der ungarischen Sprache im geselligen Leben und in der haute volée Eingang zu verschaffen, dazu gehörte das wohlberechnete Auftreten eines reichen, stolzen Magnaten, der an Geburt Allen ebenbürtig war, an Wohlhabenheit nicht Vielen nachstand, an Geist, Wissen und Talent aber alle seine Standesgenossen hoch überragte.

Daß ein mächtiger Magnat sich nicht schämte Bücher, und zwar ungarische Bücher zu schreiben, war neu und auch ergötzlich für manchen hohen Herrn. Daß aber der Mann mit seinen Büchern das alte feudale Gebäude, in welchem sich die hohen Herren so behaglich fühlten, wahrhaftig einzuwerfen drohte und durch seine Bücher alte, unbestrittene Autoritäten ihres Ansehens beraubte, ja allmälig zu einer Macht wurde und überdieß Lobeserhebung, Ruhm und Verherrlichung von einem Ende des Landes zum anderen erntete: das blieb nicht ohne Folgen für die Literatur. Der Eine mußte ihm auf der Arena der Schriftstellerei folgen, um seine „staatsgefährlichen" Lehren zu widerlegen, der Andere, um sich auch hören zu lassen. Es hörte auf, „commun" zu sein — ungarisch zu schreiben; allmälig ist es sogar Mode geworden.

Ein ebenso großer, ja noch mächtigerer Impuls zur Aufnahme der ungarischen Sprache in die höchsten Kreise ging vom constitutionellen Leben aus. Es war so leicht, auf den Comitatsversammlungen oder im Oberhause durch eine liberal gefärbte und ungarische Rede begeisterten Applaus und feurige „Éljen"-Rufe der Menge zu erringen; — der Rausch des öffentlichen Beifalls, der Zauber der Popularität aber war dem blasirten, paris- und europamüden Aristokraten ein so durchaus neuer, bisher unbekannter Genuß und Széchenyi ein solcher Meister in Benutzung dieser kleinen Schwächen seiner Standesgenossen, daß seine Partei immer zahlreicher, die Betheiligung des hohen Adels an den öffentlichen Interessen und dadurch dessen nationales Bewußtsein immer reger und allgemeiner wurde.

Und heute — ? Wenn man auch zugeben muß, daß der leidenschaftliche Magyarismus der hohen Aristokratie ein gut Theil demonstrativ und den Antipathien gegen das fünfzehnjährige „System" zuzuschreiben sei: so ist die Thatsache immerhin erstaunlich, daß seit dreißig Jahren die durch das Deutschthum und den Kosmopolitismus in der hohen Aristokratie Ungarns während 150 Jahren gemachten Eroberungen vollkommen verloren gingen, die jüngere Generation aber, selbst der höfischen, schon längst vollkommen entnationalisirten fürstlichen und gräflichen Familien Pálffy, Eßterházy, Apponyi, Zichy, Rádasdy in der Pflege der ungarischen Sprache und Sitten mit einem calvinischen Landedelmann an der Theiß wetteifert und dieselben durch den Schliff feinerer Bildung veredelt.

Viel leichter und schneller ging dieser Umschwung im Mittel-Adel vor sich, und sogar in den deutschen Städten war das Bestreben sich zu magyarisiren, die deutschen Familiennamen in ungarische zu übersetzen, schon in den ersten vierziger Jahren äußerst lebhaft zu Tage getreten.

Die Literatur hatte zwar schon vor 1830 bedeutende Anfänge aufzuweisen, aber Niemand, auch der sanguinischste Ungar nicht, hätte ihr vor dreißig Jahren eine so herrliche, blüthen- und fruchtreiche Entwickelung weissagen können, als sie wirklich erreicht hat.

Fassen wir die gesammte Reformbewegung Ungarns in deren Resultaten, wie sie sich heute klar übersehen lassen, zusammen, so sehen wir eine in der Geschichte beispiellose Verjüngung eines materiell zurückgebliebenen, geistig verwahrlosten, seiner Sprache abtrünnig gewordenen Volkes.

Daß solcher Fortschritt möglich war, besagt an und für sich, daß er nicht das Werk eines einzigen Mannes sein konnte. Er ist in der That auch nicht das alleinige Verdienst des Grafen Széchenyi. In der Nation selbst mußten die Elemente solchen Erfolges vorhanden sein. Und wirklich war das Gefühl der schimpflichen Versumpfung der Nation schon lange vor Széchenyi lebhaft, wenn auch nicht so allgemein, aber zum nationalen Bewußtsein hatte sie erst die schonungslose Feder Széchenyi's gebracht. Auch ist es gewiß, daß Széchenyi selbst bald tüchtige Mitarbeiter, talentvolle Werkzeuge fand, und endlich, daß die Opferbereitschaft des hohen Adels, die Begeisterung der Mittelklassen die Mittel zur Durchführung großer Ideen, nämlich „Geld, Geld und Geld", beizutragen nicht ermüdete. Aber das unbestreitbare Verdienst Széchenyi's war, daß er den mächtigen ersten Impuls gegeben, durch sein großes Beispiel die Aristokratie zur Erfüllung ihrer edlen Pflichten (noblesse oblige) angeeifert hat, und daß er im Schüren und Wacherhalten ihrer patriotischen Opferwilligkeit unermüdlich war, endlich mit dem Ueberblick eines organisatorischen Genie's die gesammte Reformbewegung geleitet hat. An politischer Bildung, an Rednergabe oder auch gründlichem Wissen war ihm Mancher überlegen, aber nur in ihm waren alle Fähigkeiten und Eigenschaften vereint, welche in einem Anführer einer weitgreifenden Reformbewegung erforderlich sind: weitsichtige Auffassung der Verhältnisse, richtige Beurtheilung dessen, was zunächst in Angriff zu nehmen sei, was erst in zweiter oder dritter Reihe, staatsmännische Gewandtheit in Benützung der fremdartigsten Elemente zur Durchführung seiner Absichten; hinlängliche Vertrautheit mit praktischen Details, um die Ausführung selbst überwachen zu können.

Wenn man nüchtern erwägt, was Széchenyi, ein Privatmann, geleistet hat, obschon ihm das Mißtrauen oder im besten Falle die Passivität der Regierung ebenso viele Schwierigkeiten verursachte, als ihm die spöttische Unwissenheit, welche über Alles lacht, was sie nicht versteht, und die Indolenz, welche an der Ausführbarkeit zweifelt, weil sie die Mühe scheut, andererseits Hindernisse in den Weg legten, und obschon er durch Parteimanoeuvres oder die Eigenliebe Einzelner bei jedem Schritte vorwärts bedrängt, belästigt, harzelirt wurde, dann begreift man wohl, warum ihn seine Landsleute den „größten Ungar" nennen und jeder unbefangene Beobachter der Geschichte der Menschheit ihn als einen „großen Mann" anerkennen muß.

Und doch gelingt ihm Alles; sein Name wird allmälig zur Autorität auf dem Gebiete materieller Unternehmungen und von den bedeutendsten Industriellen, wie von einem Sina, als Garantie des Erfolges begrüßt; Geldmänner gesellen sich zu dem Patrioten, denn er verlangt von ihnen keine Opfer, — er kennt zu gut seine Leute! — im Gegentheil, er beweist ihnen, daß man das Interesse des Vaterlandes fördern und dabei auch seinen Profit haben kann.

Wahrlich um wie viel leichter war die Culturmission Peter dem Großen, welchem Hunderttausende von Bajonetten und ein unerbittliches Henkerbeil zur Durchführung seiner civilisatorischen (?) Ideen zu Gebote standen!

In seinem „Volk des Ostens" betitelten, im Jahre 1842 erschienenen Werke finden wir folgendes autobiographisches Bruchstück:

„Seit ich lebe, fühle ich eine unaussprechliche Sehnsucht nach der Entwicklung Ungarns. Die Verherrlichung meiner Nation belebt jeden Tropfen Blutes in mir. Die Hoffnung, aber nicht die nur auf poetische Begeisterung, sondern die auf nüchterne Berechnung gestützte Hoffnung der Möglichkeit unserer Verjüngung erwachte erst nach vielen Jahren in mir. Kalte, untrügliche Zahlen — denn auch die Symptome des Lebens der Nationen lassen sich berechnen und in Zahlen ausdrücken — beweisen mir, daß, während beinahe alle Völker der civilisirten Welt ihren Höhepunkt erreicht haben und zu altern scheinen, dem Ungarvolke erst jetzt die Morgenröthe dämmert. Alle Anzeichen deuten auf den künftigen Glanz unserer Nation, zu dessen Verheißung keine andere prophetische Begabung erforderlich ist, als zur Voraussetzung dessen, daß die kleine Eiche zu einem großartigen Baum sich entwickelt, — wenn sie nicht etwa zertreten wird. Und so kam es, daß ich vor ungefähr 16 Jahren (1825) nach unaussprechlichen inneren Kämpfen mehrerer Tage und erst dann, als ich erkannt hatte, daß Niemand die Lage unserer Nation aus einem höheren Gesichtspunkte auffasse, oder, wenn er sie erkannt, den Muth habe, danach zu handeln, und statt des Neubaues nur elendes Flickwerk an der Tagesordnung sei, — in dieser Stunde der Erkenntniß schwor ich mir, für die Auferstehung und Entwicklung unserer Nation Alles zu thun, was mir mein Geist als zur Erreichung dieses Doppelzieles nothwendig einflößt, wenn ich auch vereinzelt bleiben, wenn ich auch zu Grunde gehen sollte. Und so trat ich, nachdem ich 17 Jahre hindurch als Soldat meinem Monarchen die treuesten Dienste that, mit dem Entschluß, den Rest meines Lebens dem Vaterlande zu widmen, auf das dornenreiche Feld des öffentlichen Lebens, ich muß gestehen, mit dem festen Entschluß, daß, wenn Niemand, so ich den Grund zum künftigen Glanz unserer Nation legen oder wenigstens mein irdisches Dasein bis zum letzten Athemzug diesem heiligen Zweck weihen werde. Nichts Geringeres setzte ich mir vor, obschon Niemand die an Unüberwindlichkeit grenzenden Schwierigkeiten klarer eingesehen hatte als ich.... Urtheile, über mich die Zukunft, mit welcher, ich fühle es, meine Existenz gewissermaßen verflochten ist!"

Diese wenigen Zeilen genügen, um darzuthun, daß nicht der Zufall und Improvisationen, sondern ein religiös ernster Entschluß und ein tief durchdachter Plan der ganzen Wirksamkeit dieses außergewöhnlichen Mannes zu Grunde lag.

Heute, da Széchenyi der Geschichte angehört und sein Wirken überschaut werden kann, wie auch die von ihm prophetisch angekündigten Folgen allmälig zu Tage treten und theilweise verwirklicht dastehen, heute ist unser Amt ein leichtes. Das Räthsel ist gelöst.

Nicht so war es noch vor dem Jahre 1848. Anfangs hielt man ihn für einen Phantasten, für einen unruhigen Projektenmacher; man lachte über ihn oder bedauerte ihn. Später, als sich der Erfolg und das Glück an seine Ferse heftete, hieß es, er sei ein „Materialist“, habe keinen Sinn für die höheren Güter der Nation, der geistige Fortschritt sei ihm gleichgiltig, unverständlich.

Wie wir aus dieser oberflächlichen Skizze ersehen haben, theilt sich die Wirksamkeit Széchenyi's in zwei geschiedene Richtungen, welche aber im Geiste und in den Absichten des Reformators harmonisch zusammen und neben einander laufen: großartige Unternehmungen und sociale Verbesserungen zur Hebung des materiellen Wohlstandes; dann zahlreiche Anstalten zur Hebung und Bildung der nationalen Sprache, Literatur, Sitten.

Die Thätigkeit Széchenyi's in der ersten Richtung verbreitete seinen Namen in der ganzen Welt; denn sie brachte ihn in Berührung mit allen Sommitäten des Auslandes auf dem Gebiete der Industrie, der Technik, Mechanik und der praktischen Wissenschaften. Er war rastlos thätig und oft auf Reisen, um fremde Capacitäten, Ingenieurs, Architekten, Mechaniker, Maschinisten, Dampfschiffcapitäne, Arbeiter u. s. w. namentlich aus England herbeizuziehen. Kein Wunder, daß der Name Széchenyi's im Auslande vorzüglich von dieser Thätigkeit her bekannt, gewürdigt, gerühmt wird. Dagegen die Ungarn, deren begeisterungbedürftiges, entzündliches Wesen von praktischen Erfolgen des materiellen Fortschritts nur wenig befriedigt wird, obschon dieselben vor fünfzehn Jahren noch den Grafen Széchenyi kaum mehr für einen „echten Patrioten“ und blos für einen „nüchternen Practiker“ betrachteten, rechnen es ihm heute als höchstes Verdienst an, was er für die geistige Entwicklung der Nation gethan.

Da Széchenyi hauptsächlich auf dem Wege der Association wirkte und vorzüglich sociale Reformen förderte, so könnte es scheinen, als hätte er den politischen Kämpfen der Gegenwart fremd bleiben können. Aber wie überhaupt im Staatenleben Alles zusammenhängt und keine Regung denkbar ist, welcher eine politische Seite nicht abzugewinnen wäre, so und noch viel mehr ist dies in einem veralteten Staate der Fall, wo auf keinem Gebiete ein Schritt vorwärts gethan werden kann, ohne auf Hindernisse zu stoßen, deren Wegräumung sogleich das ganze verfallende Staatsgebäude in Frage stellt.

Széchenyi's Bestreben war aber, alle — der Kürze wegen sagen wir — feudale Einrichtungen, welche der socialen Entwicklung Ungarns im Wege standen, wegzuräumen. Demgemäß hatte er auf dem Boden der Constitution jede Spannbreite des Vorschreitens erkämpfen müssen. Zur Schilderung der wechselreichen dramatischen Geschichte dieser Kämpfe, Niederlagen und Siege werden wir, als zu unserer eigentlichen Aufgabe, erst weiter unten schreiten. Hier galt es nur, Széchenyi's Gesammtthätigkeit zusammenzufassen und die Gesichtspunkte anzugeben, von welchen solche am sichersten beurtheilt werden kann. Es bleibt daher, um die Umrisse des Bildes zu vervollständigen, nur noch zu bemerken übrig, daß Széchenyi zwar seinen Endzielen nach der radicalste Reformer genannt werden muß, daß er aber die Frage der „Opportunität“ für sehr wesentlich hielt, ja solche über die Prinzipienfragen stellte, namentlich nach zwei Richtungen hin.

Erstens war es ihm klar, daß die Lösung aller obschwebenden privatrechtlichen und Verfassungsfragen im Sinne der Gleichberechtigung und des modernen Staatsbürgerthums, bevor noch die ungarische Nationalität zu einer gewissen Höhe der Bildung gedieh, „Ungarn vielleicht zu einer ungeahnten Höhe der materiellen Entwickelung emporschnellen, — aber die ungarische Nation vernichten, auflösen würde." Er wollte aber kein kosmopolitisches, sondern ein ungarisches Ungarn.

Ferner, weil das Gelingen so vieler Reformpläne Ruhe und Frieden und wenigstens das passive Wohlwollen der Regierung, wenn schon das thätige nicht zu erreichen war, erheischte, so war es sein fortwährendes Bestreben, das Vertrauen der Regierung wo möglich zu gewinnen und keineswegs durch systematische Opposition zur Feindseligkeit herauszufordern.

Er bemühte sich daher, die oft muthwillig heraufbeschworene Discussion hoher Verfassungsfragen, welche das Land mit der Regierung überwerfen konnten, so weit es die Ehre und das Recht erlaubten, zu vermeiden.

Der Grundgedanke seiner Politik war die „Nothwendigkeit der gemischten Ehe zwischen Ungarn und Oesterreich." Er war von dieser Idee tief durchdrungen und hatte die Consequenzen derselben zu würdigen keinen Moment versäumt. Ja noch mehr, mächtig und einflußreich nach Außen, wie Oesterreich zu jener Zeit, wenn auch innerlich geschwächt, dastand, fürchtete und haßte Széchenyi Discussionen, welche die Gemüther erhitzten, das staatsrechtliche Verhältniß Ungarns zu Oesterreich auf die Spitze stellten und — wie er es genau vorhersagte — zu einer Revolution führen mußten, in welcher Ungarn zu Grunde gehen wird. Ihm war es unzweifelhaft, daß in einem solchen Kampfe Ungarn von keiner Seite her auf Unterstützung rechnen könne und unterliegen werde; denn er wußte es, daß ein starkes Oesterreich für eine europäische Nothwendigkeit gehalten werde.

Also auf dem Gebiet des constitutionellen Lebens nur behutsam sich bewegen, die Lösung principieller Fragen nicht ohne zwingende Nothwendigkeit herbeiziehen, die materielle und geistige Entwicklung der Nation durch alle Mittel fördern, bis sie, durch Bildung und Wohlstand erstarkt, die Concurrenz der fremden Culturvölker weniger zu scheuen habe und nöthigenfalls den Kampf mit feindlichen Elementen aufnehmen könne: das waren die Umrisse seines Programms, an dem er mit staatsmännischer Geschmeidigkeit, aber auch mit der Unerschütterlichkeit eines Gläubigen festhielt. Der Erfolg hat ihn gerechtfertigt. Wie es aber kam, daß „so viel Verstand, Kraft und heiliger Wille" dem Unverstand und der Schwäche erlag, wie es kam, daß die Reform durch die Revolution, Széchenyi durch Kossuth abgelöst wurde, endlich daß der nüchterne practische Reformer, der kluge Staatsmann zerrissenen Gemüths, gebrochenen Herzens, zum bitteren Hohn aller menschlichen Größe, in einem Irrenhause endete, wollen wir des Näheren erörtern.

Széchenyi begann seine öffentliche Rolle im Jahre 1825 damit, daß er zur Gründung einer ungarischen Akademie 60,000 fl. spendete. Wenn er, wie wir allen Grund haben anzunehmen, vom Beginn seiner politischen Laufbahn an einen durchdachten einheitlichen Plan vor Augen hatte, so konnte er kein glücklicheres Mittel ausfindig machen, um gleich beim ersten Schritt die

öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, seinen Bestrebungen das Vertrauen der Nation von vornherein zu gewinnen und den Boden zu ebnen, als diese patriotische That war, welche übrigens allgemein für die Frucht einer begeisterten Inspiration und nicht der Berechnung angesehen wurde und auch heute noch dafür gehalten wird.

Vom Jahre 1825 bis 1828, in welcher Zeit das politische Leben hauptsächlich in den Comitatsversammlungen pulsirte, befaßte er sich mit der Gründung von Vereinen, Casinos, mit der Organisirung der bisher zersplitterten, unthätigen socialen Kräfte.

Schon am 1825er Landtag schrieb der damals siebzehnjährige Graf Aurel Dessewffy, Graf Széchenyi habe sogleich nach seiner Ankunft in Preßburg einen Club gebildet, „um die auseinandergehenden Ansichten und Bestrebungen zu centralisiren.“

Fünf Jahre hindurch beschränkte er sich auf diese Anregung der socialen Thätigkeit nach verschiedenen Richtungen hin. Er lehrte seine Landsleute, ihre bisher gar nicht geahnten Kräfte frei zu benützen und nicht Alles von der Regierung zu erwarten, welche nicht viel vermochte und nichts that; er brachte seinen in frivolem Lebensgenuß und Lebensüberdruß schon beinahe versunkenen Standesgenossen den Sinn für öffentliche Wirksamkeit bei; er zeigte endlich der Nation, welche in ihrem constitutionellen, aber veralteten Staatsmechanismus verfangen und verstrickt war und außerhalb desselben kein Heil kannte, ein weites Gebiet der Thätigkeit, auf welchem sie sich unbehindert vorwärts bewegen konnte.

Im Jahre 1830 erschien sein erstes politisches Werk: „Der Credit“ (Hitel).

Wäre der Verfasser dieser Druckschrift ein simpler Schriftsteller und nicht ein reicher Magnat gewesen, so wäre er unzweifelhaft dem Hochverrathsprocesse verfallen. Denn der Inhalt derselben war ein radicaler Angriff auf das gesammte sociale und staatliche Gebäude Ungarns, und überdieß eine Kriegserklärung gegen die volksthümlichsten traditionellen Begriffe „der alten ungarischen Freiheit“. Széchenyi bekämpfte in diesem Werke das öffentliche und Privatrecht Ungarns, die Vorurtheile, die Jahrhunderte alten Gewohnheiten, die faule Indolenz der ganzen Nation, ihre verrotteten, aber doch vergötterten Institutionen mit der schonungslosesten Schärfe. Er griff darin das mittelalterliche feudale Privatrecht an, welches dem richtigen Begriffe des Eigenthums widerstreite und den Besitzer, anstatt ihn zu schützen, ruinire. Er bewies, daß der ungarische Edelmann, so stolz auf seine Freiheit, der unfreieste Mann der Welt sei, da er über seinen Besitz nicht disponiren könne.

Er griff die Schuldengesetze an und die Proceßordnung, welche den Betrüger begünstigten, den ehrlichen Besitzer aber des Credits beraubten. Er griff ferner die Robot*) an, als eine unfruchtbare Verschwendung der nationalen Kräfte und das gewaltigste Hinderniß, an welchem der Aufschwung der Landwirthschaft scheitere. Er erörterte die Wichtigkeit der Communicationsmittel für die Gesammtwohlfahrt des Landes, verdammte das bisherige Administrationssystem derselben, nach welchem der Bauer allein zum Stra-

*) Arbeitsleistung der Bauern an die Grundherren.

ßenbau verpflichtet und auch die Landstraßen der Obhut der Comitate anvertraut waren, und bezeichnete die Centralisirung der Verwaltung der Communicationsmittel als den einzigen Weg, auf welchem Ergiebiges geleistet werden könne. Endlich schilderte er in scharfen Ausdrücken das Zurückbleiben Ungarns auf jeglichem Gebiet der Cultur, er bestritt aber zugleich die beliebte Ansicht, daß an der Stagnation Ungarns die Regierung Schuld sei; er behauptete, daß practische, derzeit entsprechende Reformen durch keine Macht der Welt aufzuhalten seien und die indolente Vergötterung veralteter Institutionen, als wären diese das Palladium der nationalen Freiheit, die wahre Ursache ihres Verfalles sei.

Aber nicht nur den Institutionen, der ganzen Ideenwelt seiner Zeitgenossen erklärte er den Krieg. Er verhöhnte das dünkelhafte Nationalgefühl der großen Mehrheit, ihre Pietät für den Ruhm und die Größe Ungarns in der Vergangenheit: „Viele behaupten, Ungarn sei gewesen, ich glaube, es wird erst sein", mit diesem Ausspruch wurden die Alten aus all' ihren Himmeln herabgeschleudert, die Fatalisten, welche, über die Vergangenheit brütend, die Zukunft aufgaben, aus ihren Träumen aufgerüttelt, der Thatkraft und der Phantasie der Jugend ein unbegränzter strahlender Horizont eröffnet.

Die Alten -- deren feste Ueberzeugung es war: extra Hungariam non est vita! — warfen das Buch in's Feuer, die Jungen begrüßten es als ein neues Evangelium.

Als Vertreter der alten Richtung erhob sich der als Dichter, Schriftsteller und Landtagsmitglied hochangesehene alte Graf Joseph Dessewffy, derselbe, der vor einigen Jahren den jungen Grafen Széchenyi besungen hatte, und schleuderte in seinem „Analysis" betitelten Buch gegen den „unbesonnenen Bilderstürmer" eine scharfe Philippika.

Graf Széchenyi antwortete mit einem dicken Buche: „Die Welt" (Világ). Er entwickelte darin des Weiteren die in seinem ersten Werke niedergelegten Ideen und errang ihnen einen sieghaften Eingang in die öffentliche Meinung. Er entwurzelte die Lehren des Stabilismus gründlich, überredete die Zweifler, ermuthigte die Freunde der Reform und vernichtete mit seinem zersetzenden Spott die Anhänger des Alten. Er beging dabei den Fehler, seinen hochachtbaren Gegner schonungslos zu mißhandeln, aber er erfocht den neuen Ideen einen entscheidenden Sieg.

Bald darauf erschien sein drittes Werk: „Stadium," von der inländischen Censur nicht zugelassen, in Bukarest 1833.

Sein erstes Werk war ein Vorpostengefecht, ein scheinbar regelloses, unzusammenhängendes Feuern nach allen Richtungen hin. In seiner „Welt" gestalten sich seine Zukunftsgedanken in klaren Umrissen. Im „Stadium" erscheinen sie ausgefüllt, in compacter Form.

Er formulirt darin zwölf Gesetzvorschläge, welche sämmtlich auf den Grundsatz zurückführen: freier Besitz, freie Arbeit, bürgerliche Gleichberechtigung. Er beantragt die Aufhebung der Aviticität und Fiscalität*), die Ge-

*) Aviticität hieß das Recht der Nachkommen, ein von einem Vorfahren vollkommen gesetzlich verkauftes oder in Versatz gegebenes Gut binnen 32 Jahren, in manchen Fällen ohne Verjährung, wann immer, vom Besitzer gegen Erlag der Kauf-

währung des Grundbesitzrechtes an Nicht-Adelige, die Gleichberechtigung vor dem Gesetz; die Bauern sollen das Recht haben, zur Wahrung ihrer Interessen einen Anwalt zu wählen *), der sie namentlich in den Besitzregelungsprocessen den Grundherren gegenüber vertreten soll. Jeder, ohne Standesunschied, soll zu den Comitats- und Landesverwaltungskosten beitragen; die Hauptverkehrswege sollen durch den Landtag bestimmt werden; die Zünfte, Monopole, Regalien, Preislimitirung und ähnliche gewerbliche Beschränkungen sollen aufhören.

Ein nur geringer Theil dieser Reformvorschläge konnte vor dem Jahre 1848 seiner Verwirklichung entgegengeführt werden; die auf die Besitzregelung bezüglichen Anträge sind mit dem Jahre 1848 durchgeführt oder doch principiell festgestellt worden; die Aviticität und Fiscalität fanden vor wenigen Jahren ihre Lösung durch kaiserliche Patente, und die Gewerbereformen sind erst mit dem Inslebentreten der neuen Gewerbeordnung vom Jahre 1859 so weit gediehen, als es Széchenyi vor dreißig Jahren für Ungarn befürwortete (!)

Die Auswahl der Reformgegenstände war tiefsinnig, aber kühn. Es war in ihnen ein privatrechtlicher Radicalismus vom reinsten Wasser enthalten. Das Buch hatte übrigens den Vorzug der Uebersichtlichkeit und Faßlichkeit vor anderen Werken des Grafen voraus, dessen übersprudelnder Gedankenreichthum sich oft auf Kosten der Klarheit ausbreitete. Es übte nicht nur auf die Nation den mächtigsten Einfluß aus, sondern es hat auch, wie man allgemein annimmt, die Regierung zur Einsicht der Nothwendigkeit einer Reformpolitik bekehrt oder doch dazu das Meiste beigetragen.

Reformvorschläge von solcher Tragweite waren eigentlich nicht neu, sie waren aber für die Zeitgenossen neu. Der Landtagsausschuß des Jahres 1791 hatte unter dem anregenden Einfluß der Ideen des 18. Jahrhunderts und der jüngsten französischen Revolution sehr freisinnige Entwürfe ausgearbeitet, welche jedoch durch die bald darauf entbrannten Weltkriege beseitigt wurden, zur nicht geringen Befriedigung der Regierung und der privilegirten Klassen. Zudem waren die Verhandlungen des Ausschusses an sich nur Wenigen, nur Geschichtsforschern, in öffentlichen Archiven zugänglich, für die Zeitgenossen Széchenyi's aber vollends verschollen. Dagegen war der Landtag des Jahres 1825 weniger vom reformatorischen Geiste erfüllt, als von dem Mißtrauen gegen die Regierung beseelt, welches durch den Angriff der Regierung auf die Comitatsverfassung (1823) hervorgerufen wurde. Auf die reformatorischen Bestrebungen der Väter vom Jahre 1791 folgte die conservative Opposition vom Jahre 1825, deren Schlagwort die obvallanda

---

summe, mit oder ohne Entschädigung, wieder abzunehmen. — Fiscalität hieß das Heimfallsrecht an den Staat im Falle des Absterbens der Familie, oder des Hochverraths.

*) In richtiger Folgerung des Prinzips, demgemäß der Grundherr zugleich der Beschützer und Anwalt seiner Unterthanen sei, hatten die letzteren nicht das Recht, sich selbstständig einen Anwalt zu wählen, am allerwenigsten in Streitigkeiten mit ihren Grundherren.

constitutio war, und deren ganze Weisheit und ganzer Anspruch auf den Titel des Patrioten darin bestand, der Regierung zu opponiren, um jeden Preis zu opponiren, selbst wenn sie etwas Gutes thun wollte, — „denn sie will es doch nur zum Schein; ihr Endzweck ist die Vernichtung der „avita constitutio", — der Freiheiten des Landes!"

Man kann also nicht behaupten, daß die öffentliche Meinung in Ungarn für die Reformideen Széchenyi's schon vor ihm vorbereitet gewesen sei. Andererseits ist es zu verwundern, daß er auf so wenig Widerspruch stieß. Nach der glänzenden und vernichtenden Antwort auf den Angriff Dessewffy's wagte es auch der Talentvollste nicht mehr, für den „Altmagyarismus" eine Lanze einzulegen. Es war auch nicht leicht, dem kühnen Reformer beizukommen; die wirksamste Waffe gegen alle Neuerer war immer der Vorwurf: das seien leere Theorien, unpractische Anschauungen, unausführbare Träume! Solche Einwendungen aber verloren allen Sinn einem Manne gegenüber, welcher seit einer Reihe von Jahren Unternehmungen von einer Großartigkeit gründete, wie sie Ungarn bisher gar nicht gesehen, und dem Alles gelang.

„Wenn auch dem „táblabiró"*) das Herz wehe that, als er die Reformprojekte Széchenyi's hörte, so hatte er doch nicht den Muth zu erwidern: das ist leere Theorie! Denn er mußte fürchten, die Antwort zu erhalten: „überlassen Sie es nur mir, ich werde es schon durchführen!" bemerkt Baron Kemény in seiner Charakteristik Széchenyi's.

Obschon aber der Graf die Initiative der Reformen mit solchem Erfolg ergriffen hatte, so gelang es ihm doch eigentlich nie, sich zum Leiter der politischen Bewegung Ungarns emporzuschwingen. Andererseits war er viel zu groß, um den Führer einer Partei abzugeben. Seine Stellung im öffentlichen Leben Ungarns war eine durchaus exceptionelle, wie wir bald Gelegenheit haben werden wahrzunehmen.

Die große Mehrheit auch Jener, welche von der Vortrefflichkeit seiner Reformideen durchdrungen waren, hielt es nicht mit ihm in der Wahl der Mittel und Wege, dieselben durchzusetzen.

Der oppositionelle, alt-constitutionelle Geist in den Comitaten und Landtagen drängte die Reformfragen in zweite Linie, behandelte die constitutionellen Velleitäten als Vorfrage. Auf den Landtagen wurde unendliche Zeit und Kraft darauf verschwendet, die sogenannten „Gravamina", Beschwerden gegen einzelne Acte der Regierung, zur Erledigung zu bringen. Manche dieser Fragen hing mit dem gesammten, ziemlich verworrenen, öffentlichen Rechte Ungarns eng zusammen und konnte nicht anders gelöst werden, als wenn der Widerspruch, welcher zwischen einzelnen geschriebenen Satzungen desselben und den thatsächlichen Verhältnissen des Gesammtstaats, zwischen der Theorie und Praxis, bestand, endlich gründlich gelöst worden wäre, was wieder nicht anders geschehen konnte, als entweder auf Kosten der Machtstellung der Gesammtmonarchie, oder zum Schaden der ungarischen Verfassung. Diese übermächtige oppositionelle und gravaminale Richtung führte zu unaufhörlichen Conflicten, zur gänzlichen Entfremdung zwischen der

*) Gerichtstafelbeisitzer. Seit dem Jahre 1848 erhielt der Name durch die Bosheit der „modernen" Generation den Sinn: Pfahlbürger.

Nation und der Staatsgewalt; Mißtrauen erfüllte das Land gegen die „Wiener Regierung"; mit Mißgunst verfolgte die Regierung auch die löblichsten Bestrebungen des Landes.

Széchenyi betrachtete nicht ohne Kummer diese Entwicklung des öffentlichen Lebens. Seiner Anschauung nach war Ungarn nicht in so günstiger Lage, um die letzten Consequenzen seines Verfassungsprincipes verfolgen zu können. Auch schien ihm für seine gemeinnützigen Unternehmungen der gute Wille der Regierung, wenn nicht unentbehrlich, so doch wünschenswerth zu sein. Er konnte sich daher der starren Opposition nicht anschließen.

Man könnte nicht sagen, daß er mit dieser im Princip nicht einverstanden gewesen wäre. Er hielt an den constitutionellen Rechten des Landes fest. Wo er wichtige Interessen, die Gewissens- und Redefreiheit oder wesentliche Verfassungsrechte, gefährdet sah, da trat er scharf und enschieden gegen die Regierung auf. Aber er verdammte die Bitterkeit, mit welcher der Kampf geführt wurde, die Uebertreibung, welche Nichtigkeiten zu Wichtigkeiten erhob; er übersah nicht, daß hinter der Maske der Opposition, welche immer und ewig die „Gravamina" voranstellte, das Bestreben der Privilegirten sich verbarg, die Reformen hinauszuschieben. Seine Stellung war daher von Anbeginn an eine vermittelnde.

Am Landtage von 1832—1836, welchen Vesselényi beherrschte, war die gravaminale Politik in der Blüthe und für Széchenyi keine nützliche Thätigkeit in Aussicht. Er verließ den Landtag, ging als Regierungscommissär an die untere Donau, um die Schiffbarmachung des mächtigen Stromes, die Sprengung des eisernen Thores zu leiten, um dem Handel der Monarchie den Weg nach Konstantinopel zu öffnen. Mittlerweile ging der Landtag, die Urbarialgesetze abgerechnet, beinahe ohne Resultate auseinander. Die Erbitterung zwischen dem Lande und der Regierung war größer als je. Die Schreier waren die Helden des Tages, Gegenstand stürmischer Ovationen geworden. Széchenyi selbst ist ein Rival entstanden. Vesselényi war der Abgott der Menge und das beständige Thema aller Unterhaltungen: wer ein größerer Patriot sei — Széchenyi oder Vesselényi? — Die Popularität des ersteren hatte einen leisen vorübergehenden Stoß erlitten.

Vesselényi war ein Jugendfreund Széchenyi's, bereiste mit ihm einen großen Theil der civilisirten Welt; er nannte den Grafen seinen Meister in der Politik, dem er an Reinheit des Charakters und an Vaterlandsliebe zwar gleich, an staatsmännischer Begabung aber so wenig gewachsen war, daß er, wie die Folge erwies, in der That ein schwacher Schüler seines Meisters blieb, den er auf kurze Zeit in der öffentlichen Gunst überflügelte.

Die zwei Freunde waren schon äußerlich contrastirende Erscheinungen, so zwar, daß es keinem Zweifel unterliegen konnte, welcher von Beiden den Ungarn sympathischer, volksthümlicher sein mußte?

Graf Széchenyi hat noch einige Monate vor seinem Tode in einer heiteren Stunde dieses Thema recht ergötzlich behandelt.

„Es war ja natürlich, daß Vesselényi mit seiner Athletengestalt, seiner Stentorstimme und seinem Pathos dem ungarischen Publikum mehr zusagte, als ich mit meinem mageren gelben Gesicht, mit den dicken Augenbrauen und mit meinem satyrischen Wesen. — Wenn der Ungar den Vesselényi gesehen,

so sagte er mit Begeisterung: ez az ember! das ist ein Mann! — Als ich mit dem ersten Dampfboot an der Theiß erschien und das von Weit und Breit herbeigeströmte Volk mich sah, da sagten sie nur erstaunt: „ist das der Széchenyi? Das hätte ich nicht geglaubt.“ Und erst dann habe ich sie für mich begeistert, als ich bei dem Festessen so viel Paprikafisch, Gulyásfleisch und Pörkölt gegessen habe, daß Alles schon für meine Gesundheit besorgt wurde. Als man mich dann den nächsten Morgen frisch und gesund erblickte, da hieß es erst: bizony derék magyar ember! wahrhaftig ein echter Ungar! ein tüchtiger Mann!“

Széchenyi war der kräftigste und geschickteste Sportsman seiner Zeit, aber seine mittelhohe, etwas schmächtige Gestalt hat das nicht angekündigt. Ebenso verhielt es sich mit den Geistes- und Gemüthseigenschaften der beiden Männer. Vesselényi war ein politischer Haudegen; seine Gedanken und Gefühle führte er unverhüllt in jedes Treffen, so ganz nach ungarischer Art. Széchenyi war eine staatsmännische Natur, der Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung immer fähig, wo es ein höheres Ziel verlangte, daher für die Augen der Menge undurchsichtig. Ueberdies empfahl er Mäßigung, Nüchternheit, practischen Sinn, kalte Berechnung; die Menge war daher geneigt, ihn für einen kalten Rechner, für einen Verstandesmenschen ohne Gefühl, ohne Schwung anzusehen. Diese Entgegenstellung der beiden Patrioten führte die Menge zu folgenden im höchsten Grade oberflächlichen, durch die späteren Ereignisse vollends lächerlich gewordenen Antithesen: Vesselényi wolle die Nation durch die Freiheit zur Wohlhabenheit, Széchenyi durch den Wohlstand zur Freiheit führen; Vesselényi verträte den principiellen und geistigen, Széchenyi den materiellen Fortschritt.

Viel bezeichnender für beide Männer ist folgende Anekdote, welche Graf Széchenyi gern zu erzählen pflegte:

„Wir waren bei K... auf der Jagd; endlich kam auch Vesselényi an, den wir schon lange erwarteten. Während der Unterhaltung kam die Rede wiederholt auf die kleinen Zwischenfälle der letzten Treibjagd und auf die Vorbereitungen zur nächsten. Vesselényi war sichtlich unzufrieden; ich wußte nicht, warum. Endlich, als sich die Gäste entfernten und nur Einige mit uns zurückblieben und ich wieder die Treibjagd zur Sprache brachte, rückte Vesselényi seinen Lehnsessel näher zu mir und fängt zu brummen an: „Lieber Freund! ich glaube, den Menschen als Werkzeug zu behandeln, ihm Hundepflichten aufzulegen, in der Person die Menschenwürde zu erniedrigen blos darum, damit wir uns unterhalten, das schickt sich nicht für uns, die wir die Träger der Bildung und Humanität sind!“ Auf diese Einleitung stand ich auf, stellte mich ihm gegenüber, mit dem Rücken gegen den Kamin zugekehrt, dessen prasselndes Feuer sich unendlich behaglich fühlen ließ an dem feuchten Herbstabend, und erwartete die Fortsetzung der „Oratio in Verrem.“ Er fuhr fort vom Mittelalter, vom Feudalismus zu sprechen, ging auf die Zuckerplantagen, auf die Sklaven in Südkarolina über und kam endlich wieder bei der Treibjagd an. Ich erwiderte ihm, das sei Alles sehr wahr: ich habe auch die Treibjagd noch nie von so hohem Standpunkt aus betrachtet, ich habe nur immer gefunden, daß bei solchen Gelegenheiten eine große Menge von Knaben und Lümmeln zusammenläuft, lärmt, schreit, gut ißt und trinkt

schließlich so lustig nach Hause geht, als hätte sie sich vortrefflich unterhalten. Wenn der Spaß aber ein Vergehen ist gegen die Menschenwürde, nun, so geben wir in Gottes Namen die Treibjagd auf! Die ganze Gesellschaft stimmte mit ein, und es wurde beschlossen, keine Treibjagd mehr zu halten. Den nächsten Morgen warten wir zum Frühstück ungewöhnlich lange auf unseren Freund Vesselényi. Endlich erscheint er, ganz erhitzt, schnaubend und halb angezogen. Was ist denn geschehen? frage ich erschrocken. „Stelle Dir vor, lieber Freund! mein Jäger, der Spitzbube, ist davon gelaufen!" Wie so denn? der schien mir ein recht bescheidener, guter Bursche zu sein! „Ein Dummkopf ist er, hat meine sämmtlichen Gilets zu Hause vergessen!" Und jetzt ist er nach Hause geritten, um welche zu holen? fragte ich scherzend. „Ja wohl! in die weite Welt ist er hinausgeritten!" Aber warum denn? drang ich in ihn. „Weil ich ihm eine Ohrfeige gegeben!" antwortete Vesselényi noch ganz gereizt. Lieber Freund! rief ich, stellen wir wieder die Treibjagd her! Und so geschah es. Wir jagten wie ehedem."

Wir sagten weiter oben, Széchenyi sei nie an der Spitze der politischen Bewegung als Leiter gestanden, und erklärten dies aus jener Vermittlerrolle, welche ihm seine Anschauung der öffentlichen Zustände anwies. Wir müssen nunmehr ein weiteres wichtiges Moment in's Auge fassen, um die fernere Laufbahn Széchenyi's richtig zu würdigen, nämlich das Comitatswesen, welches das ungarische Verfassungsleben besonders kennzeichnet und ihm einen von allen europäischen Verfassungen verschiedenen eigenthümlichen Charakter verleiht.

Die Administration der Comitate (Grafschaften, Gaue) war von Alters her autonom und hatte einen großen Wirkungskreis gehabt, aber die politische Wichtigkeit und Entartung der Comitatseinrichtungen datirt eigentlich erst seit dem Jahre 1823, in welchem die oft erwähnten schwachen Versuche der Metternich'schen Regierung, die ungarische Verfassung nicht begraben, sondern nur einschlafen zu lassen, an dem Widerstande der Comitate scheiterten. Wenn man bedenkt, daß die Comitate die gesammte Verwaltung in sich concentrirten und unter dem entscheidenden Einfluß eines von der Regierung unabhängigen Elementes — der Grundbesitzer — standen: so kann man leicht begreifen, daß es 1823 nicht gelingen konnte, mit Beseitigung des Landtages, folglich ohne gesetzliche Zustimmung der Stände, die Rekrutirung und die Steuerauflage auf 52 Punkten des Landes zur selben Zeit gleichsam einzuschmuggeln. Die Niederlage der Regierung, welche durch die Einberufung des Landtages im Jahre 1825 constatirt war, wurde dem Comitatssystem zu Gute geschrieben. Wieder einmal war es das Comitatssystem, welches die Verfassung Ungarns rettete! hieß es und es entstand eine große politische Partei, welche „das freie Municipium" zur förmlichen Doctrin erhob und in der möglichsten Selbstständigkeit der Comitate das Palladium der Freiheit Ungarns erblicken wollte.

Die Comitate, einst administrative und militärische Mittelpunkte, wurden seit 1823 zu politischen Organen, indem dieselben das Recht hatten, ihren Abgeordneten für den Landtag Instructionen mitzugeben, welche diese zu befolgen hatten. Diese Instructionen aber wurden öffentlich in den vierteljährigen Comitatssitzungen, zu denen jeder Adelige Zutritt hatte, beantragt,

berathen und beschlossen. Somit waren die 52 Comitate ebenso viele kleine Parlamente, und wer auf den Gang der Politik entscheidenden Einfluß üben wollte, konnte nicht umhin, in den Comitaten zu agitiren und persönlich mehr oder minder sich hervorzuthun. Man hat es daher dem Grafen Széchenyi in späteren Jahren als einen politischen Fehler angerechnet, daß er es versäumte, das Comitatsleben zu cultiviren, dadurch an manchen Punkten des Landes für seine Absichten zu wirken und die zahlreichen kleinen Herren der ultraoppositionellen Partei ihres entscheidenden Einflusses zu berauben. Denn in der That, kaum verging ein Decennium nach dem Erscheinen des „Credit" und Ungarn war überschwemmt von Reformprojectanten, denen Graf Széchenyi schon zu bedächtig war, ja später als Reactionär erschien. Jedes Comitat hatte seine localen Berühmtheiten und Jeder einen fertigen Plan zur plötzlichen Regenerirung Ungarns auf dem Papier und im Munde. Die Berathung der Landtagsinstructionen bot willkommene Gelegenheit, solche Provinz-statesmanship auszukramen.

Man vergegenwärtige sich an der Spitze des Landes einen schwerfälligen altmodischen Landtag (ohne Hausordnung) mit verschiedenen ultraconservativen Elementen in seiner Mitte und über ihm eine furchtsame, überall Revolution witternde, hyperconservative Regierung, wie die österreichische war, unterhalb dieses unbeweglichen Oberbaues sodann 52 gährende, ungeduldige, unruhige Strebepfeiler, die Comitate, und man wird die Ereignisse des Jahres 1848 begreiflich finden.

Die Comitate hatten das Recht, auf ihrem Gebiete giltige Statuten, d. h. locale Gesetze, zu geben, wenn kein allgemeines Gesetz für den speciellen Fall bestand. Das nannte man das Municipalrecht. Freilich war es der Regierung vorbehalten, solche Statuten zu bestätigeu oder, als den bestehenden Gesetzen widersprechend, zu verwerfen. Wie sich aber die Sache in praxi verhielt, geht aus Folgendem hervor:

Die Comitatsversammlungen waren die Behörde, durch welche die Regierung ihre Befehle den Beamten (Magistratus) des Comitats zustellen konnte. Die Comitatsversammlung bestand aber nicht nur aus den wohlhabenderen und gebildeten Besitzern, sondern nach Umständen aus den zahlreich herbeiströmenden Edelleuten, deren Zahl sich in manchem Comitat auf 25—30,000 belief, und Jeder derselben hatte bei den Beschlüssen der Versammlung das Stimmrecht. Die Regierungsverordnungen kamen also zur Uebermittlung an die Comitate, diese aber hatten das Recht, die Befehle der Regierung zu erörtern. Häufig ist es vorgekommen, daß die Comitatsversammlung die Erlasse der Statthalterei dem Magistrate nicht zum Vollzug übermittelte, sondern als ungesetzlich bei Seite und sogar einen Protest gegen dieselben einlegte. Ja zuletzt waren die Comitate auf die Einschränkung ihrer Selbstständigkeit durch den Landtag ebenso eifersüchtig, wie auf die Eingriffe der Regierung. Die Folge dieser Ausschreitungen war eine vollständige Anarchie; die Comitate konnten dem Andrange der sie unmittelbar bewegenden Elemente nicht widerstehen und reformirten mit Beseitigung des Landtages wie der Regierung auf eigene Faust. Das eine Comitat, weil es von dem Nutzen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit überzeugt war, führte das öffentliche und mündliche Verfahren ein. Ein anderes ging von dem Grundsatze aus, daß

die Strafe zugleich bessern soll, und baute Gefängnisse nach dem System der Einzelhaft, reducirte die Strafzeit 2c. Ein drittes verlieh den nichtadeligen Honoratioren (Professoren, Advocaten, Aerzten) Sitz- und Stimmrecht.

Die Comitatsversammlungen gewannen durch diesen Mißbrauch der Municipalrechte allerdings an Wichtigkeit; dies entging auch einem Széchenyi nicht. Aber einer so allgemeinen, durch die verworrensten Verhältnisse hervorgerufenen Bewegung mit Erfolg entgegenzutreten, war keinem Einzelnen gegeben, und wenn er auch als ewiger Jude von einer Comitatsversammlung zur anderen gereist wäre! Ueberdies war auch Széchenyi überhaupt nicht der Mann, um in den Comitatssälen wirksam aufzutreten. Baron Sigmund Kemény erklärt dies in seinem oft erwähnten, leider zu fragmentarischen, aber geistreichen Aufsatze über Széchenyi, indem er treffend bemerkt:

„Wenn irgendwo, so ist in den Comitaten eine Bedingung des Erfolges gewesen zu einer der zwei Parteien zu gehören *); die vermittelnden, über den Dunstkreis der Tagesleidenschaften erhabenen Talente konnten dort keine Rolle spielen.“ — „Endlich, wenn auch die in der Mode gewesenen Lehren dem Municipalsystem eine universelle Wichtigkeit beilegten, so verlor es doch seinen ursprünglichen Beruf nicht, welcher auf localen Interessen beruhte. Wer nicht anhaltend mit den kleinen localen Interessen sich befaßte, nicht mitten unter den Notabilitäten der Umgegend lebte, nicht mit ihnen administrirte und restaurirte, nicht an ihren Wahlumtrieben betheiligt und überhaupt nicht mit den persönlichen und localen Interessen tausendfach verwebt war und ihrer Pflege einen großen Theil seiner Zeit widmete: eine solche Persönlichkeit, mochte sie sonst von den großen politischen Parteien im Lande vergöttert sein, hat im Comitate nur eine protegirte, keineswegs aber entscheidende Stellung. . . . Es ist bekannt, daß es auch im Jahre 1847 im Pester Comitate zwei bis drei locale Berühmtheiten gab, deren Jeder, wenn er als Wahlcandidat aufgetreten wäre, die Wahl des sonst angebeteten, aber im Comitatsleben fremden Kossuth zum Landtagsabgeordneten ernstlich gefährdet hätte.“

In dieser Richtung bewegte sich das öffentliche Leben Ungarns, als der Landtag im Jahre 1839 einberufen wurde.

Die kürzlich erfolgte Verhaftung Wesselényi's, Kossuth's und Anderer war nicht danach angethan, die Stände zu bestimmen, die Gravaminalpolitik fallen zu lassen und die Aufmerksamkeit des Landtages auf Reformgegenstände zu lenken. Noch einen Zunder schleuderte in den schon aufgehäuften Brennstoff der Bischof von Großwardein, welcher die kirchliche Einsegnung der gemischten Ehen verbot und das Signal zu einem neuen Religionsstreit erhob. Széchenyi, der Gravaminalpolitik stets abhold, konnte sich den vergifteten Debatten nicht mehr entziehen. Er befürchtete mit Recht, daß der hohe Clerus nach dem Schluß des Landtages das Beispiel des Großwardeiner Bischofs nachahmen und dadurch eine solche Aufregung der Gemüther hervorrufen werde, welche die Reformfragen auf lange Zeit verdrängen würde. Diese Befürchtung bewog ihn, mit dem ganzen Gewicht seines Ansehens aufzutreten, und obschon er für einen eifrigen Katholiken galt, seine Ansichten entschieden auszusprechen:

*) Oppositionell-liberal und gouvernemental-conservativ.

„Der apostolische König Ungarns" — sagte er u. A. — „hat sich mit seiner constitutionellen Nation zu allen Zeiten der Suprematie Roms zu entziehen gewußt. Der hohe Clerus bildete hier zu keiner Zeit einen status in statu, und je mehr sich der verfassungsmäßige Geist bei uns entwickelt, um so unerträglicher wird der Einfluß einer fremden Macht auf unsere Nation. Wo das Gesetz die Nation vor der Willkür selbst des eigenen Monarchen schützt, wie könnte sie fremder Willkür unterthan sein? Fünfzig Jahre hindurch ertheilte der ungarische Clerus den gemischten Ehen jenen Segen, den der Großwardeiner Bischof nun plötzlich verweigert. Und unter welchem Vorwand? Unter dem, daß der Segen nicht nöthig sei und dessen Verweigerung die Ehe nicht hindere! Um's Himmels willen! fragen wir unsere Herzen, nehmen wir an, ein Vater verweigere seinen Segen der Ehe seines Kindes und sage, er hindere die Ehe nicht! werden wir es glauben, daß er die Ehe nicht hindert? Wahrlich, es fehlt nur noch der Fluch dazu, um es augenfällig zu zeigen, was man von solchen Behauptungen zu halten habe! Der Obergespan des Torontaler Comitats findet, diese Frage gehöre nicht vor den Landtag. Darüber kann ich nicht genugsam erstaunen. Wie? das soll nicht vor den Landtag gehören, wodurch das halbe Land revolutionirt wurde? Sollte das wahr sein, dann wäre es besser, wir hielten gar keinen Landtag und gäben unsere Verfassung ganz auf."

Der Streit ist durch ein unmittelbares Abkommen mit dem heiligen Stuhle glücklich beigelegt worden. Aber die Rechte Ungarns, welche es achthundert Jahre hindurch dem heiligen Stuhl gegenüber zu wahren wußte, die Unabhängigkeit des Landes von Rom, für welche das ganze Land erglühte und selbst der nüchterne Széchenyi ein mannhaftes Wort einlegte: wo sind sie heute, nach dem Concordate von 1855?

Für die Redefreiheit, welche durch die erwähnten Verhaftungen einen so argen Stoß bekommen, ergriff Széchenyi in einer Weise das Wort, welche für die Resultate des Landtages entscheidend wurde.

Es waren kräftige, aber vom Geiste der Versöhnung beseelte Worte. „Gebe Gott" — so begann er — „daß ich, was ich fühle, ebenso klar aussprechen möge, damit meine Worte nicht mißverstanden werden und keine Beleidigung veranlassen können. Meine Absicht ist Versöhnung, nicht nur der Parteien unter sich, sondern Versöhnung zwischen den zwei Tafeln, zwischen der Nation und der Regierung. Die Quelle unserer Uebel finde ich nicht so sehr in den Menschen, als in unserer heterogenen Verbindung, nämlich darin, daß wir eine Constitution besitzen, Oesterreich aber nicht. Da es sich nun einmal so verhält und es unsere Pflicht ist, die Verfassung unverfälscht aufrecht zu erhalten, so wäre es die Aufgabe der Regierung, ja ihr eigenes Interesse, wenn sie mit uns im Frieden leben will, unsere verfassungsmäßige Entwicklung zu fördern. Das thut sie aber nicht; dies erfahren wir leider schon daraus, daß sie vom Beginn des Landtages an ihren bezahlten Skriblern so viele Verleumdungen gegen uns zu schreiben nicht nur erlaubt, sondern befiehlt, so daß wir deutlich sehen, sie trachte die Meinung des Auslandes gegen uns einzunehmen. Wenn ich mich jener Unwürdigkeiten erinnere, welche ich im Laufe dieses Landtages in ausländischen Blättern mit dem Gefühle zu lesen gezwungen war, daß man auf all' diese Verleumdungen nicht ausführlich ant-

worten kann, nicht antworten darf: ich gestehe es, das Blut kocht mir in den Adern. Unter Anderem besagte einer dieser aufreizenden Aufsätze, man brauchte blos gewisse Schleusen zu heben und es wäre sogleich aus mit der ganzen privilegirten Aristokratie des Landes! Wahrhaftig, eine herrliche Art der Versöhnung, besonders im Munde Jener, die sich fortwährend auf das Heiligthum der Legitimität berufen! Wenn wir auf das Schicksal Maria Theresia's zurückblicken oder uns der Ereignisse der Neuzeit erinnern, als der Welteroberer die Treue dieser Nation für seine Dynastie versucht hat, dazumal hätten wir auch sagen können: wir brauchten blos gewisse Schleusen zu öffnen. . . . . Die hochgebornen Oberhausmitglieder verstehen, was ich sagen will! Aber es fand sich kein Verbrecher in unserem Lande, der so gedacht hätte; mit nationalem Stolz berufe ich mich hierauf und erkläre zugleich, daß wir keiner Mahnungen weder eines abgenützten bezahlten Poeten, noch eines wandernden Fürsten bedürfen, um unsere Pflichten gegen den Monarchen und das Vaterland zu erfüllen."

In der Folge entwickelt der Redner seine Ansicht, dergemäß die zahlreichen Beschwerden des Landes nicht so sehr dem bösen Willen Einzelner, als den Verhältnissen und jenem Umstande zuzuschreiben seien, daß ein in einem fremden Ideenkreis befangenes Ministerium die Geschicke Ungarns in letzter Instanz entscheide. „Wir sollen daher, wenn wir die Thaten der Regierung gerecht beurtheilen wollen, zuweilen absolutistische Brillen aufsetzen; dann werden wir finden, daß dort, wo wir oft mephistoische Intriguen wittern, nichts Anderes zu finden ist, als Unwissenheit oder Zwang der Verhältnisse. Andererseits wäre es zu wünschen, daß die Regierung manchmal constitutionelle Brillen aufsetze; sonst wird sie immer dort, wo nichts vorhanden ist, als patriotische Besorgniß für unsere Rechte, Revolution und Separatismus erblicken." Ohne diese Objectivität und Mäßigung werde nichts zu Stande kommen und auch die Beschwerden wegen der Einschränkung der Redefreiheit nie behoben werden.

„Lassen wir daher" — damit schloß er seine Rede — „die Vorstellungen der unteren Tafel an Seine Majestät gelangen; seine geheiligte Person möge unsere Besorgnisse beurtheilen und der Regierung auch Gelegenheit geboten werden, die Angelegenheiten unseres Landes von unserem Standpunkte aus zu betrachten. Nur auf diese Weise kann die allseitige Gereiztheit endlich von der nüchternen Auffassung verdrängt werden. Seien wir überzeugt, die Absichten der Regierung sind rein, wenn auch nicht verfassungsmäßig. Aber vielleicht ist auch daran der Umstand schuld, weil wir zu einem entwickelten Verfassungsleben noch nicht reif genug sind; denn die uns gezollte Achtung wächst und sinkt mit dem inneren sittlichen und intellectuellen Werth der Nation. Wollen wir doch jene Gewaltsamkeit aufgeben, mittelst welcher Viele sich populär machen wollen, ja sich gegenseitig zu überbieten trachten! Dieses sich Ueberbieten an Gewaltsamkeit führte Frankreich von Bailly auf Camille Desmoulins, von diesem auf Danton, von Danton auf Robespierre, um endlich in der ausgesprochensten Gewaltherrschaft zu enden. Suchen wir daher in der Selbstverleugnung die Vaterlandsliebe, damit es uns nicht ebenfalls so ergehe; nähren wir den Gemeingeist, seien wir einig; kurz, erwerben wir unserer Nation die Achtung selbst der Feinde! Andererseits soll die Regierung,

wie sie die Idee unserer Germanisirung aufgab, auch die unserer Einschmelzung aufgeben, denn sie wird sie nicht mehr verwirklichen können. Wir können vielleicht getödtet werden, aber mit den übrigen Provinzen Oesterreichs verschmelzen werden wir nie. . . . Eine vollständige Wiedergeburt des Landes ist unerläßlich; kann man aber dieses Werk mit Sicherheit in Angriff nehmen, wenn die Nation die Regierung und die Regierung die Nation nicht versteht und sie sich gegenseitig nicht vertrauen?"

In diesem Geiste wirkte Széchenyi auf den Landtagen und diesmal erlebte er die Freude, hauptsächlich durch seine und des Grafen Aurel Dessewffy Bemühungen eine, wenn auch vorübergehende, Versöhnung zu Stande zu bringen. Die Regierung erfüllte die Wünsche der Nation oder zeigte doch den aufrichtigen Willen, es zu thun. Und die seit 1825 sich befehdenden Parteien reichten sich die Hände.

Aus der Versöhnung entstanden aber andere Parteibildungen.

Im Jahre 1841 begann Kossuth ein Blatt (Pester Zeitung, Pesti Hirlap) zu redigiren, um welches sich allmälig sämmtliche Schattirungen der liberalen Reformpartei concentrirten. Es organisirte sich eine jungconservative Partei, welche sich ebenfalls Reformpartei nannte. Die altconstitutionelle Opposition, der verstockte Altconservatismus war verschwunden; Jeder bekannte sich zu Reformideen, mit dem Unterschiede, daß die liberale Reformpartei einestheils manche auch sehr vorgeschrittene moderne, französisch-liberale Tendenzen, andererseits viele Elemente und den ganzen Geist der altconstitutionellen, gravaminalen Opposition in sich aufnahm, während die conservative Reformpartei sich an die kaiserliche Regierung lehnte, dadurch die Regierung des Landes in ihre Hände zu bekommen und die Reformen sodann ihren Anschauungen und Interessen gemäß durchzuführen hoffte und trachtete. Dieser Partei schlossen sich wieder andere Richtungen, namentlich die Trümmer der altconstitutionellen Zeit an, nämlich dynastisch gesinnte Männer, welche die alten Einrichtungen und Adelsprivilegien unversehrt erhalten wollten und der jungconservativen Partei ebenso sehr aus dynastischer Gesinnung, als und noch mehr in der Aussicht beitraten, daß es dieser mit den Reformen doch nicht Ernst sein dürfte. Diese conservative Reformpartei, auch jungconservative genannt, hatte sehr bedeutende, zu hohen Aemtern gelangte Männer aufzuweisen, u. A. den ungarischen Hofkanzler Grafen Georg Apponyi, den Siebenbürger Hofkanzler Freiherrn Józsika, die Hofräthe Zsedényi, Wirkner, die Statthaltereiräthe Paul Somsich, Babarczy, den Gespanschaftsadministrator Georg von Majláth, den Grafen Anton Széchen und andere auch heute noch angesehene Persönlichkeiten. Diese Namen deuten schon an, daß hier von derselben most abused Partei die Rede ist, welche seit dem Jahre 1849 unter dem Ehren- und Spottnamen „altconservativ" bekannt ist.

Wenn es uns in dem bisher Gesagten gelungen ist, von Széchenyi's Persönlichkeit und politischer Richtung ein faßliches Bild zu entwerfen, so genügt es, ohne weitere Motivirung einfach die Thatsache zu constatiren, daß Széchenyi keiner Partei angehörte und nothwendigerweise eine ganz aparte Stellung einnehmen mußte.

In der That fühlte er sich isolirt und seine Klagen hierüber wurden um

so lauter und häufiger, je entschiedener sich die Popularität den Vertretern der stürmischen Opposition und des extremen Liberalismus zuwendete.

Széchenyi's öffentliche Laufbahn trat in eine neue Epoche. Kaum waren einige Nummern des von Kossuth redigirten Pesti Hirlap erschienen, so war Széchenyi schon über die unvermeidliche Wirkung desselben im Klaren und trat dagegen mit einem dicken Buche auf („Volk des Ostens", Kelet Népe, Pest 1841). Dieses Buch scheint uns das schwächste unter allen Werken Széchenyi's. Die Grundideen waren zwar richtig und vom feinsten politischen Instinct eingeflößt. Er hatte ein Vorgefühl davon, daß die larmoyante, empfindsame Hyperphilanthropie, die pathetische Leidenschaftlichkeit, welche die Leitartikel dieses Blattes charakterisirte, ebenso unpractisch als in der Folge gefahrdrohend sei, wie es jede Gefühlspolitik sein muß. Im „Volk des Ostens" gibt sich Széchenyi alle Mühe, darzuthun, daß dieser Idealismus, dieses Hineinziehen der Gefühle in alle politischen und socialen Streitfragen die Gemüther beunruhigen, aufhetzen, die friedliche Durchführung der Reformen gefährden, ja, „so gewiß, wie 2 mal 2 gleich 4, zur Revolution führen" müsse. Das war richtig. Wenn aber Széchenyi diese Ueberzeugung besaß, und wenn er sich schon, wie er selbst sagt, „gegen den Rath seiner Freunde" entschloß, gegen diese Richtung Kossuth's aufzutreten, so war es dringend geboten, ihn rücksichtslos und gründlich anzugreifen. Széchenyi aber erklärte sich principiell mit Kossuth vollkommen einverstanden, „nur der Art und Weise", in welcher er seine Grundsätze zu verwirklichen strebe, gelte sein Angriff. Natürlich erwiderte Kossuth, es sei eine merkwürdige, unbegreifliche Zumuthung, blos „von der Art und Weise" seines journalistischen Wirkens, mit welchem der Graf principiell einverstanden sei, eine Revolution zu befürchten. Und hierin gaben Kossuth auch seine Feinde Recht. Der Erfolg des Kelet Népe war kein anderer als der, Széchenyi vollends zu depopularisiren und Kossuth zur Größe ersten Ranges gemacht zu haben.

Kann man aber Széchenyi verurtheilen, daß er seiner inneren Stimme folgte? Hat die Zeit nicht seine Einsicht gerechtfertigt? War es seine Schuld daß die Zeitgenossen theils kurzsichtig, theils verblendet waren?

Der Landtag des Jahres 1844 stellte es heraus, daß Széchenyi seine Gewalt über die öffentliche Meinung verloren hatte. Er wirkte zwar mit Erfolg für einige seiner großen Projecte, wie die Pester Kettenbrücke, aber er konnte keine der großen Fragen ihrer Lösung näher führen, nicht die Besteuerung des Adels, wonach er vor Allem strebte, in irgend welcher Form durchführen, wie denn auch dieser Landtag, Dank der Leidenschaft der Parteien und der Ohnmacht Széchenyi's, fast ohne Resultate auseinanderging.

Széchenyi fühlte es sehr schmerzlich, daß sich die öffentliche Gunst von ihm abgewendet. Aber er blieb sich treu, setzte den Kampf fort gegen Wesselényi, so auch gegen Kossuth, gegen gewisse Persönlichkeiten und Richtungen der liberalen Partei, gegen die verderbliche politische und nationale Wühlerei, welche immer rücksichtsloser und unbesonnener zu Tage trat.

Die Ungarn, welche Jahrhunderte hindurch für ihre Sprache gleichgiltig waren, wollten nun das Versäumte plötzlich nachholen uud sahen es mit Ungeduld, daß die anderen Nationalitäten sich nicht beeilten, jene ungarische Sprache sich anzueignen, welche sie selbst bis vor zwei Jahrzehnten vernachläßigt hatten.

Nicht zufrieden, daß die ungarische Sprache in ihre diplomatischen Rechte eingesetzt wurde, wollte man, Slaven und Deutsche sollten über Nacht Magyaren werden. Die Gesetzgebung vermied zwar solche Bestimmungen, welche die nicht ungarischen Bewohner des Landes in ihren Rechten gekränkt, dem Privatleben, der Kirche und Schule einen Zwang angethan hätten; aber im privaten und geselligen Leben und, so weit es die Censur zuließ, auch in der Presse gab sich ein leidenschaftliches Drängen, ein Geist der Gewaltsamkeit den anderen Nationalitäten gegenüber kund, welcher für die ungarische Nationalität verhängnißvolle Wirkungen nach sich ziehen mußte.

Széchenyi ließ es an Warnungen nicht fehlen; in tausend Formen, in Scherz und Ernst, bei großen und feierlichen Gelegenheiten ließ er seine Cassandrastimme vernehmen. Im Jahre 1842 hielt er eine Eröffnungsrede als Präsident der Akademie, in welcher er die Gründung derselben als die weiseste Maßregel preist, welche die Nation seit 1825 getroffen. Wir entnehmen ihr einige auf unsern Gegenstand bezügliche Stellen:

„Es ist Zeit, darüber ins Klare zu kommen, durch welche Mittel man diesen gefürchteten Schatz, die Nationalität, mit der Sicherung der nationalen Eigenthümlichkeit und mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolges pflegen und verbreiten könne.“

Er entwickelt zunächst, daß die äußere, zwangsweise Verbreitung der Sprache statt des Erfolges Gegenwirkungen hervorrufe, und der Sieg der ungarischen Nationalität nur durch geistige Ueberlegenheit zu erringen sei.

„Sogar das furchtsame Volk der Chinesen hat seine Sieger, die unbeugsamen Tataren, in sich aufgelöst, weil es ein, obschon an sich geringes, aber doch größeres sittliches und intellectuelles Gewicht vor seinen Siegern voraus hatte. Suchen wir daher unsere Rettung in nichts Anderem, als in unseren eigenen persönlichen Tugenden und in unserem moralischen Uebergewicht! Denn jede Nation besitzt nur insofern Tugenden und geistige Vorzüge, als die möglichst große Zahl ihrer Individuen ihre Stellung männlich und ehrlich ausfüllt. Man muß die Einschmelzungsfähigkeit besitzen. Aber besitzt denn solche derjenige, der, statt liebenswürdig zu sein und Sympathien zu wecken, nur äußerlich wirkt, und weil er Grammatik lehrt, überall Schnüre annäht, Alles weiß-roth-grün *) anstreicht, auch Herzen gewonnen und Köpfe erobert zu haben glaubt? Oder besitzt der Verschmelzungsfähigkeit, der das an Anderen nicht ehrt, was er an sich geehrt wissen will? Oder versteht derjenige diese Kunst, welcher seinen heldenmüthigen Gegner, der ebenfalls für seinen Stamm, für sein Volk begeistert ist, anstatt ihn ritterlich zu behandeln, mit Koth bewirft?“

Ferner bedauert der Redner, daß die ungarische Sprache hier und da mit gewaltsamen Mitteln verbreitet und in das Heiligthum des Hauses und der Kirche eingedrängt wurde. Endlich schreibt er die wachsende südslavische Reaction geradezu dem ungestümen Magyarisiren zu.

„O großer Gott!“ — ruft er aus in prophetischer Voraussicht der Zukunft — „ist denn noch fern die Zeit und wird sie nicht schneller kommen, als wir glauben, wo blos unsere Körperschaft, die Akademie, noch jene Sprache,

---

*) Ungarische Nationalfarbe.

einer matt glimmenden Lampe gleich, schützen und bewahren wird, welche der Ungar zwar als die Grundlage seiner nationalen unabhängigen Existenz verehrte, aber, verführt von seinem heißen Blute und seinen Götzen, nicht nur nicht zu erhalten wußte, sondern selbst vernichtete?" . . .

Széchenyi's Rede mißfiel. Die Sprache der Mäßigung und der Weisheit war schon unzeitgemäß; es mußten blutige Thatsachen kommen, um die Worte des verdächtigten, nicht beachteten Patrioten zu Ehren zu bringen, — als es schon zu spät war.

Auch auf dem Gebiet materieller Unternehmungen fand Kossuth's Thatendurst Mittel, die Wirksamkeit des Grafen Széchenyi zu hemmen. Wie schon gesagt, war Széchenyi's Streben auf die Centralisation der Landesverkehrsangelegenheiten gerichtet und von ihm ein vollständiges Schienennetz entworfen, welches in der Hauptstadt convergiren und dessen Hauptlinien von der Hauptstadt aus in wohldurchdachter Reihenfolge in Angriff genommen werden sollten. Kossuth hingegen trat auf einmal mit dem Entwurf einer Vucovar-Fiumaner Bahnlinie hervor und wußte für diese winzige Conception die große Menge auf eine nahezu unbegreifliche Weise zu begeistern. In pomphaften Journalartikeln besang er Ungarn als eine Seemacht der Zukunft und erzeugte in kurzer Zeit eine allgemeine Schwärmerei für das Seehandwerk und für den schlechten Seehafen von Fiume.

Széchenyi hatte ein leichtes Spiel, diese ganze Phantasmagorie ins Lächerliche zu ziehen, aber die Menge folgte doch nach wie vor den Einflüsterungen ihres Götzen.

Endlich bekämpfte Széchenyi den von Kossuth angeregten und organisirten Schutzverein (Védegylet). Bekanntlich bestand zwischen Ungarn und dem übrigen Oesterreich eine Zwischenzolllinie, welche die Regierung ausgesprochenermaßen aus dem Grunde aufrecht erhielt, um durch diese indirecte Besteuerung die Steuerfreiheit des Adels und den daraus resultirenden Abgang an Staatseinnahmen zu ersetzen. Dieser Zwischenzoll bildete eine der größten Beschwerden (Gravamen) der Opposition und war in den Augen derselben das Haupthinderniß der Entwicklung des Wohlstandes. Nachdem Friedrich List's Nationalökonomie erschienen war, veränderte die Opposition ihre Ansichten und ihre Stellung plötzlich, sie fand die Industrie beschützen und den Zoll nicht mehr aufheben, sondern nur den Tarif im Interesse der ungarischen Fabriksindustrie verändern zu sollen. Beinahe zur selben Zeit — sagt B. Kemény — begann die Regierung einzusehen, daß Kaiser Joseph mit der Errichtung der Zolllinie die Sonderstellung und Selbstständigkeit Ungarns gefördert habe. Das Ministerium hätte daher dieselbe gern aufgehoben, beanspruchte aber vom Landtage 1843—44 für das Aufgeben dieser Quelle irgendwelche Entschädigung, namentlich die Einführung des Tabakmonopols in Ungarn. Die Folge dieser beiderseitigen Positionsveränderung war, daß von einer Verständigung keine Rede mehr sein konnte, und schon während des Landtages kam es zur Sprache, gegen die österreichischen Fabricate einen freiwilligen Schutzzoll dadurch zu errichten, daß man solche überhaupt nicht gebrauchen und sich auf die Erzeugnisse des eigenen Landes beschränken wollte. So entstand der Schutzverein.

Széchenyi hielt es beständig vor Augen, daß vorerst solche Unterneh-

mungen in Angriff zu nehmen seien, welche den österreichischen Interessen nicht widerstreiten; denn nur so hoffte er, daß das erstarkte und wohlhabende Ungarn später einmal auch in collidirenden Fragen nicht unterliegen werde. Der Schutzverein schien ihm zwar unpractisch und keine Lebensfähigkeit zu besitzen, trotz des Strohfeuers, mit welchem die Sache im ganzen Lande aufgegriffen wurde; aber er fürchtete dennoch, daß derselbe die industriellen Kreise und Capitalisten Oesterreichs gegen Ungarn feindlich stimmen würde. Auch wußte er, daß in einem agricolen und selbst als solches weit zurückgebliebenen Lande nicht mit Handumdrehen eine Industrie geschaffen werden kann, und erwartete vom Schutzverein nicht Anderes, als eine Aufmunterung zu unüberlegten Unternehmungen und zur Errichtung von Fabriken, welche nach kurzem Bestehen zu Grunde gehen und großen Schaden anrichten würden. Endlich mißfiel ihm die Organisation des Vereins mit seinen im ganzen Lande verbreiteten Filialen, welche sehr leicht zu politischer Agitation gemißbraucht werden konnte.

Die Unpopularität, welche sich Széchenyi durch diese Feldzüge zuzog, hinderte ihn nicht, für zwei Ideen rastlos zu wirken: die Hebung der Communicationsmittel und das Aufgeben der Steuerfreiheit des Adels. Er ersann verschiedene Formen der Besteuerung, und sobald er mit der einen durchfiel, trat er mit einer neuen auf. Er entwarf einen eigenthümlichen Modus der Grundsteuer, welcher sechs Millionen eintragen sollte. Diese Summe wollte er als ein Nationalanlehen von hundert Millionen capitalisiren und auf Communicationsmittel, Eisenbahnen, Flußregulirungen verwenden. Der Landtag vom Jahre 1843 befaßte sich schon sehr angelegentlich damit, der Schande des Jahrhunderts, der adeligen Steuerfreiheit, auf dieser Grundlage ein Ende zu machen, als plötzlich eine Principienfrage den schönen Hoffnungen ein Ende machte. Die liberale Partei, welche in der Theorie bisher sehr entschieden für die Adelsbesteuerung war, erklärte plötzlich, die Garantie der Ministerverantwortlichkeit sei die unerläßliche Bedingung ihrer Besteuerung. „Wir wollen zahlen, aber wir müssen wissen, was mit unserem Gelde geschieht!"

Die Verantwortlichkeit des Ministeriums involvirte naturgemäß den Umbau des gesammten Verfassungsgebäudes von Grund aus. Denn die Verantwortlichkeit des Ministeriums einem mittelalterlichen ständischen Landtage gegenüber wäre ein Anachronismus ohne Gleichen; sie setzte also eine repräsentative Verfassung voraus, was allerdings das Endziel der Besten des Landes und namentlich auch Széchenyi's bildete — das Endziel, aber nicht den Anfang.

Die Conservativen fanden diese Wendung ihren Neigungen begreiflicherweise sehr entsprechend, und so blieb Alles schön beim Alten.

Széchenyi, welcher unlängst im glänzenden Magnatencostüm, geschmückt mit all' seinen Orden, im Oberhause erschienen war, um, wie er sagte, „den großen Tag würdig zu feiern, an welchem die Magnatentafel Ungarns der Steuerfreiheit entsagte", ging nunmehr äußerlich und innerlich in tiefer Trauer einher.

Im Jahre 1846 wurde er zum Chef einer neuen Abtheilung der Statthalterei für Communicationen und zum Geheimrath ernannt. Er trat dadurch nicht zur Regierungspartei (jungconservativen) über, sondern näherte

sich nur der Regierung, um einigen Boden für seine Wirksamkeit zu gewinnen. Obschon er in seiner Stellung von Seite der Regierung wenig reelle Unterstützung fand und noch weniger Geld zur Verfügung bekam, entwarf er doch den großartigen Plan der Theißregulirung, vereinigte die interessirten Tausende von Grundbesitzern in eine Gesellschaft und gab dem Unternehmen eine Organisation, welche sein schöpferisches Genie vor allen seinen übrigen Unternehmungen am glänzendsten hervorleuchten machte. Bei den häufigen Reisen, die er in Angelegenheiten der Theißregulirung in jene vom Kerne des ungarischen Volkes bewohnte Gegenden unternahm, waren wir oft Zeuge jener aufrichtigen Verehrung und tiefwurzelnden Begeisterung, mit welcher die Theißbewohner dem Grafen Széchenyi überall entgegenliefen und ihn für den Verlust der Popularität bei dem städtischen Studenten- und Demagogenpublicum reichlich entschädigten.

In dieser Zeit erschien sein bedeutendes Werk über die „Organisirung der Landesverkehrsangelegenheiten", welches unter Anderm eine systematische Darstellung der Straßen- und Wasserbauprojecte und der entworfenen Schienenwege enthielt.

Vor dem Landtage des Jahres 1847 gab er sein letztes politisches Werk heraus (Politische Programmbruchstücke). Das war sein letzter Feldzug gegen Kossuth.

Wir entnehmen diesem Werke nur folgende Prophezeiung, welche wegen ihrer beinahe wörtlichen Erfüllung ebenso merkwürdig ist, als ihrem Style und Inhalte nach den Mann bezeichnend, dem der vorausgesehene Sturz des Vaterlandes das Herz gebrochen hat.

„Der Staat wird erschüttert werden und die tiefsichtigsten Patrioten, wenn ihr Herz bluten wird über den Gedanken, wie weit die Weisheit die Entwicklung dieses Landes gefördert hätte und wie tief es unfähige Phantasterei gestürzt hatte, werden einzig und allein im Gebete die Staatswissenschaft suchen und den Gott der Ungarn bitten und wieder bitten, daß er sich ihrer Unmündigkeit erbarmen und helfen möge!

„Die Nationalität, für welche wir so lange, so ehrlich, so treu und schon mit einigem Erfolg gekämpft, wird wahrscheinlich ihre letzte Agonie erleiden.

„Und Sie, Kossuth, Sie, den ich nicht nur für einen Vaterlandsfreund und ehrlichen Mann, sondern sogar für einen gutherzigen Mann zu halten liebe, vor welchem die Tugend kein leerer Schall ist, was werden Sie dann wohl fühlen, wenn sich meine Auffassung bewahrheiten wird, und Sie, der so oft enttäuscht worden ist und dazu Ursachen genug hatte, endlich auch darüber Ihre Illusionen einbüßen und einsehen werden, daß,

während Sie sich von Staatsweisheit erfüllt glaubten, Sie nur mit Einbildung und Dünkel gesättigt waren;

„während Sie sich für einen Propheten hielten, Sie nicht nur nichts vorausgesehen, sondern selbst die einfachsten vorliegenden Ereignisse nicht klar begriffen haben, und während Sie sich in der Selbsttäuschung, ein schöpferisches Genie zu sein, wiegten, Sie nie etwas Anderes als ein Projectant waren, welcher Alles anfängt und die Leichtgläubigen zu Allem bewegt, Einiges auch eine Weile aufrecht erhalten, aber nichts beendigen kann;

„während Sie Andere leiten wollten, Sie sich selbst nicht regieren konnten;

„während Sie sich für einen Volksbeglücker hielten, Sie nur ein Volksaufwiegler waren;

„während Sie sich für einen neuen politischen Heiland hielten, für einen tiefblickenden Staatsmann, Sie sich nie höher erheben konnten, als auf den Standpunkt eines gutmüthigen barmherzigen Bruders, der auf jede Wunde ein Pflästerchen legen möchte, der auf Grundlage falscher Berechnungen für die Armen Brod backen läßt und nur den Müßiggang fördert, der das Talent hat, ein großes nationales Krankenhaus einzurichten, nicht aber, eine Nation zu regeneriren.

„Während Sie unsere Institutionen, unsere Freiheit zu kräftigen wähnten, werden Sie das Vaterland in größere Knechtschaft zurückgeworfen haben.

„Und wenn Sie, wie gesagt, vollkommen enttäuscht sein werden — und das wird nicht ausbleiben, zweifeln Sie nicht, denn ihre selbstgeschaffene Welt ist nicht reeller als die Fata Morgana —, werden Sie dann, frage ich, nur ein einziges Trostgefühl in Ihrem Herzen finden?" . . .

. . . „Im heiligen Namen des Vaterlandes ersuche ich Sie, treten Sie von dem gefährlichen Boden der Agitation ab, ja ich bitte Sie, entsagen Sie überhaupt Ihrer politischen Führerschaft. . . .

„Wollen Sie aber durchaus Ihre Rolle durchführen, nun gut! Hetzen Sie alle Nationalitäten gegen die ungarische auf, schleudern Sie die brennende Lunte auf die Dächer unserer Bauern, reizen Sie die Interessen des Gesammtreiches zum heftigsten Widerstand auf und füllen Sie mit Ihrem Gifte den Becher der Rache voll. . . . Möglich, daß Sie die Volksgunst auf diesem Wege sehr hoch erheben wird. . . . Wenn Sie aber einst, wo es zu spät sein wird, einsehen werden, daß es ein Fluch war und kein Segen, den Sie uns brachten, dann entschuldigen Sie sich nicht damit, daß in der ganzen Nation kein Treuer vorhanden war, der Ihre trügerischen Träume zur rechten Zeit zu unterbrechen den Muth gehabt und mit allen Kräften danach gestrebt hätte."

Der 1847er Landtag kam heran.

Kossuth ist in Pest zum Abgeordneten gewählt worden; die Kosten der Wahl bestritt die liberale Partei und der reiche Graf Ludwig Batthyányi.

Széchenyi beschloß, die Führerschaft im Unterhause Kossuth nicht unbestritten zu überlassen; er ließ sich im Wieselburger Comitate zum Abgeordneten wählen, entsagte seinem bequemeren Sitze in der Magnatentafel, um auf der stürmischen Arena des Unterhauses Kossuth entgegenzutreten. Seine Bemühungen waren am Anfange des Landtages auf die Bildung einer Mittelpartei gerichtet, welche die Stagnation der äußersten Rechten und die Ueberstürzung der äußersten Linken vermitteln sollte. Das Vorhaben scheiterte zumeist an der Feigheit, welche die Politiker Ungarns der Volksgunst gegenüber besonders kennzeichnet. Mancher sah zwar die Popularität Kossuth's mit

Widerwillen, aber durch ein Auftreten gegen ihn die eigene Popularität zu gefährden, das hieß zu viel verlangen.

Széchenyi gedachte zunächst, mit dem Angriff auf den lächerlichen Plan der Vucovar-Fiumaner Bahn seinen Feldzug zu eröffnen. Kossuth fühlte die Schwäche seiner Position und mußte darauf bedacht sein, die Aufmerksamkeit des Landtages auf ein anderes Gebiet zu lenken. Aus Anlaß der Unruhen in Italien, des Aufstandes in Sicilien beantragte Kossuth, eine Adresse an den Thron zu richten, in welcher für die österreichischen Erblande eine Constitution und die Reorganisirung der ungarischen Statthalterei auf Grundlage der Verantwortlichkeit verlangt werden soll. Während der Berathungen tritt die Februarrevolution ein, dann am 13. März die Wiener Bewegung, welcher am 15. jene in Pest folgt. Die Geschichte der Revolution beginnt, jene Széchenyi's naht ihrem Ende.

Széchenyi faßte die Lage der Dinge in folgender Weise auf: Italien wird sich erheben, in manchen Provinzen Oesterreichs werden Unruhen ausbrechen, der Schwerpunkt der Monarchie kann leicht anderswohin verlegt werden. Was hat also das ungarische Volk zu thun, als dem König zu erklären: „Herr! dein Thron ist nun gefährdet; wir lassen unsere Beschwerden bei Seite und eilen dir zu Hilfe; zähle auf die gesammte Kraft der Nation!" — Auf diese Weise würde Ungarn die Stütze der Monarchie, Pest-Ofen ihr Mittelpunkt werden, wie es Prinz Eugen, Gentz und die vernachlässigten östlichen Interessen der Monarchie längst gerathen haben.

Kossuth war im Gegentheil der Ansicht, daß die Gelegenheit zu benützen sei, um die letzten Consequenzen des in der Theorie bestehenden, durch den König von Ungarn sogar beeideten Verfassungsprincips zu verwirklichen, die alte Constitution zu einer parlamentarischen repräsentativen Verfassung umzuwandeln und die Sanction der staatlichen Selbstständigkeit und Absonderung Ungarns vom übrigen Oesterreich dem beängstiten Monarchen abzupressen.

Kossuth hatte die große Mehrheit, den Geist der Zeit für sich.

Széchenyi ließ sich überreden, um der Versöhnung aller Parteien den Stempel aufzudrücken, mit Kossuth in das erste „unabhängige verantwortliche Ministerium" einzutreten. Seine Hoffnungen waren gering, seine Befürchtungen groß, seine Macht, das Kommende aufzuhalten — Null! Kossuth war offenbar der Herr der Lage und der thatsächliche Leiter des Ministeriums, obschon Ludwig Batthyányi der Präsident desselben war. Széchenyi hielt es mit den gemäßigten Elementen des Ministeriums, d. h. mit sämmtlichen Mitgliedern des Ministeriums mit Ausnahme etwa Batthyányi's, dessen Vertrauen und ritterliches Wesen von Kossuth oft gemißbraucht wurde. Kossuth kokettirte mittlerweile und unterhandelte im Geheimen mit den extremsten Parteien, deren Anführer die Gebrüder Madaráß, Perczel, Blutsverwandte von ihm waren. Den Bruch führte die italienische Frage herbei. Baron Kemény, der glaubwürdige Augenzeuge, schildert den Hergang dieser für den Verlauf der Revolution und Ungarns weitere Geschicke entscheidenden Begebenheit wie folgt:

„Das Ministerium hatte aus Anlaß der italienischen Frage die einflußreicheren Mitglieder des Parlaments zu einer geschlossenen Conferenz einberufen. Es handelte sich darum, ob man gegen Carlo Alberto Oesterreich mit

einer Heeresmacht zu Hilfe kommen solle oder nicht. Beinahe vier Fünftheile der Conferenz waren für die Ansicht des Ministeriums, welche auch Kossuth vertheidigte. Aber aus der Stimmung der Minorität konnte man schließen, daß dieselbe bei der öffentlichen Verhandlung der Antwortadresse das Ministerium heftig angreifen werde. Dies erschreckte oder ermuthigte Kossuth, und ohne sich mit seinen Collegen zu berathen, erklärte er in ihrem Namen, daß das Ministerium in dieser Frage keine Majorität, sondern Stimmeneinheit verlange, daher von seinem Antrag abstehe und den Palatin ersuchen werde, die bezügliche Stelle der Thronrede wegzulassen. Das Ministerium hatte seine Vertretung in Debatten Kossuth aufgetragen. In der Regel stellte Kossuth die Anträge und beantwortete die Interpellationen. Aber er hielt schon Anfangs August geheime Zusammenkünfte mit der Minorität und compromittirte in ihrem Interesse das Ministerium, dessen Mitglieder, je schwieriger die Verhältnisse wurden, um so weniger Muth hatten, ihre Portefeuilles niederzulegen." (Namentlich in der begründeten Furcht, der in Innsbruck ungarnfeindlich beeinflußte Kaiser werde auf keinen Fall sämmtliche Ministerien besetzen.)

Mittlerweile rüstete Jellachich offenkundig. Eine Deputation von 100 Mitgliedern ging unter Anführung Batthyányi's und Deák's nach Wien, um noch einen Verständigungsversuch zu machen; Kossuth aber erwartete nichts mehr von Wien und begann die Volksleidenschaften in größerem Maßstabe auszubeuten. Hierin hatte aber Kossuth Recht. Nachdem die Sachen hauptsächlich durch sein Verdienst so weit gediehen waren, daß Slaven, Serben, Croaten und die Wiener Regierung gegen Ungarn die Waffen ergriffen hatten, konnte nur von Unterwerfung oder Todeskampf die Rede sein, nimmermehr von Vermittlung.

Széchenyi's Herz war gebrochen. In einem Freundeskreise rief er in wachsender Aufregung und in Thränen ausbrechend: „Ich lese aus den Sternen Blut, überall Blut. Der Bruder wird den Bruder, ein Volksstamm den anderen schlachten, unversöhnlich, wahnsinnig. Blutige Kreuze wird man auf die Häuser malen, welche man verbrennen wird. Pest ist hin. Fliehende Horden werden Alles zertrümmern, was wir gebaut haben. Ach mein vernichtetes Leben! Auf dem Himmelszelte steht in Flammen geschrieben der Name Kossuth, — flagellum dei!"

Einige Tage nachher kam Széchenyi in Wieu an. Er war wahnsinnig.

Die Trümmer der gemäßigten Parteien flüchteten zu gleicher Zeit nach Wien, um in Baden, Coblenz, in der Schweiz, und weiß Gott wo, vorläufig ein angenehmes Asyl zu finden.

Den Grafen Széchenyi brachte seine trauernde Familie in das Irrenhaus zu Döbling.

II.

Széchenyi's

letzte Jahre (1848—1860) und sein Tod.

Ich beabsichtige in dem Folgenden eine kurze Schilderung jener Jahre zu liefern, welche Széchenyi, der vom Schmerz über sein Vaterland niedergebeugte, gemüthskranke, alte Mann in der Selbstverbannung, in selbstgewählter Gefangenschaft zu Döbling zugebracht hat; dann werde ich auch die näheren Umstände seines gewaltsamen Todes angeben und zwar nach Daten, die ich, als Augenzeuge, theils selbst gesammelt, theils aus andern glaubwürdigen Quellen geschöpft habe.

Da ich in den letzten Jahren seines an Wechselfällen so reichen Lebens zu seinem vertrautesten Kreise gehört habe, so fühle ich mich berufen, die Lösung jener Aufgabe zu versuchen.

Mißgönne mir Keiner dies Glück. Es hat mir mehr Schmerz, als Freude gebracht. Jenes Wort voll tiefer Weisheit: procul a Jove, procul a fulmine, ist diesmal auch an mir zur vollen Wahrheit geworden.

Doch alle Unannehmlichkeiten, welche die kurze, aber unvergeßliche Beziehung zum Grafen Széchenyi für mich im Gefolge hatte, werden reichlich aufgewogen durch die Freude, die ich darüber empfinde, daß wenigstens so lange, als dieses kleine Werk in den Händen unseres vaterländischen Lesepublicums ist, mein geringer Name zugleich mit dem großen Namen Széchenyi's genannt werden wird.

1.

Mein erster Besuch in Döbling.

An einem Herbstabend des Jahres 1857 ging ich zum ersten Male nach Döbling, oder eigentlich in die daselbst befindliche Privatirrenanstalt des Dr. Görgen, um den Grafen Széchenyi zu besuchen.

Es war ein langer und melancholischer Weg an dem neblichten Herbstabend. Im Sommer ist Döbling ein heiterer Aufenthalt, den die genußsüchtigen und das „Grüne" so leidenschaftlich liebenden Wiener täglich zu Tausenden aufsuchen; aber im Winter ist es ein häßliches, verlassenes, kothiges Nest. Ich hatte genugsam Zeit, mich in die verschiedenartigen, mehr oder minder bedeutsamen Erinnerungen zu versenken, welche geisterartig an meiner Seele vorüberzogen, als ich mit dem Bilde Széchenyi's mich beschäftigte.

Wie werde ich ihn treffen? Wie mag er aussehen? Was und in welcher Weise wird er mit mir sprechen?

Ich war ein Jüngling, als ich ihn zuletzt sah. Gewiß hat er sich seither wesentlich verändert. Ohne Zweifel wird er nicht mehr jener elastische, gall- und spottsüchtige schwarze Mann sein, den wir jungen Leute, Juraten und Studenten, so abgöttisch verehrten, bis sein Buch „Kelet népe" (das Volk des Ostens) erschienen war, worauf wir ihn (wie dies hier zu Lande bei der unbedachten Jugend auch heute noch üble Gewohnheit ist) ebenso freigebig im „Pilvax"-Caffeehaus mit dem Ehrennamen des Landesverräthers belehnten... Gleichwohl, so oft wir ihn auf der Gasse erblickten, den Schirm unter dem Arm, mit rothseidenem Halstuch und exotischer Eleganz gekleidet: zogen wir entweder die Hüte oder blickten mit ehrfurchtsvollem Interesse in seine dunklen Augenbrauen und in jene ganz eigenthümlichen Gesichtszüge, in welchen der oberflächliche Beobachter vielleicht nur den Ausdruck des Hohnes erkannte, der Psycholog und Physiognomiker aber die unheilverkündenden Spuren tiefer Gedanken und einer unbefriedigten Seele entdeckte, die man heutzutage mit dem Worte: Nervosität bezeichnet.

Wie viele Jahre waren seither verflossen! Mittlerweile war die Revolution ausgebrochen, Freiheitstaumel, Krieg; ein kurzer Sieg und schließlich völlige Niederlage; — jenes entsetzliche „Blut — Blut", das die prophetische Seele Széchenyi's vorher erschaut hatte und worüber sie brach.

Hatte er eine so schwere Schuld begangen, daß es ihm nicht gestattet war, in den Wogen der Donau unterzugehen? Sollte er schwereren Leiden

aufbewahrt bleiben, bis die Verzweiflung über das verloren geglaubte Vaterland ihn zum Wahnsinn des Selbstmordes trieb? so fragte ich mich später oft selbst, wenn ich Zeuge sein mußte des Jahre lang andauernden kläglichen Vegetiren dieses Märtyrers der Vaterlandsliebe. Denn in der That waren die letzten Lebensjahre Széchenyi's, wenige heitere Augenblicke abgerechnet, ein klägliches Siechthum.

Ich kann nicht sagen, daß die patriotischen oder auch nur die rein menschlichen Saiten meines Gemüthes angenehm oder heiter gestimmt gewesen seien, als ich nach Döbling pilgerte. Ahnte ich es, daß dieser Anfang zu einem verhängnißvollen Abschluß führen würde? Oder ließ der Zustand meines Innern auch eine andere Deutung zu?

Ja. Seit dem Sturze Széchenyi's und des Landes waren viele Jahre vergangen. Ich selbst war zum Manne herangereift; die Revolution aber, für deren unreife Helden und für die von ihnen verübten Bubenstreiche ich nur Verachtung empfand, deren ernstere Ereignisse aber mir weniger Freude als vielmehr Furcht einflößten, weil ich deren beklagenswerthen Ausgang voraussah, hatte ein Ende erreicht, welches meine früh erlangte politische Nüchternheit zu einer völlig practischen Auffassung des Lebens erstarren machte.

Wie die meisten meiner Landsleute war ich in Folge der lateinischen Erziehung, die ich genossen, vielleicht für den Comitatsdienst, aber nicht für einen unabhängigen Broderwerb befähigt. Wollte ich nicht, wie das bei uns häufig genug vorkommt, auf Kosten Anderer müßiggehen, oder die Rolle des Parasiten spielen: so blieb mir kaum etwas Anderes übrig, als das Asyl einer Anstellung in Wien. Ich wurde Censor und von dieser Position aus verfolgte ich mit aufmerksamem Auge die Charlatanerie der germanisirenden Bureaukratie in Ungarn, wie sie, unter dem Namen der civilisatorischen Mission, dem Scheidewasser gleich, an der Auflösung der politischen, moralischen und ökonomischen Landeszustände arbeitete.

Im Jahre 1857 hatte das Bach'sche System seinen Gipfelpunkt erreicht. Nur noch ein Jahrzehend, hörte man damals sagen, und die frühere Generation, die noch an den Erinnerungen des constitutionellen Lebens vor 1848 festhält, wird ausgestorben sein. Das jüngere Geschlecht aber, das an den Kämpfen von 1848/9 Theil genommen hatte, sah man als minder gefährlich für das neue System an.

Einige trösteten sich damit, daß von der dreifachen Losung der Revolution doch wenigstens die Idee der „Gleichheit" scheinbar verwirklicht worden sei und waren geneigt, mit dem Bachsystem die Demokratie zu identificiren.

Andere hatte das zwingende Lebensbedürfniß zu Theilnehmern oder Dienern der Gewalt gemacht. Dieser nahm ein Amt an, Jener trat in die Armee ein und es mochte ihm manchmal aus Versehen begegnen, selbst zu erwähnen, daß er einst den stolzen Namen „Honvéd" geführt habe; doch war es ihm nicht lieb, wenn Andere ihn daran erinnerten.

Der mittlere Adel, der Kern der Nation, war durch den Verlust der Robot, die einst seine Stärke ausgemacht hatte, in seiner financiellen Existenz tödtlich verwundet und durch die ungenügende Urbarialentschädigung nicht vor dem Untergange zu retten. Die Last der hohen Besteuerung traf ihn unvorbereitet. Die alten Schulden und manche vielleicht wohlgemeinte Regie-

rungsmaßregel beschleunigten nur den schnellen Proceß seiner völligen Verarmung.

Um etwas besser war es in ökonomischer Hinsicht mit dem eines großen Grundbesitzes sich erfreuenden hohen Adel bestellt. Aber in geistiger Beziehung um so trauriger. Vom Schauplatze der Politik ausgeschlossen und zur Unthätigkeit verurtheilt, wuchs das jüngere Geschlecht in eitler Genußsucht heran und mit Schmerz gewahrte man, wie sich bei ihm jener alle anderen Classen stolz abweisende Kastengeist entwickelte, welcher überall, wo es am constitutionellen Leben fehlt, der Geburtsaristokratie eigen ist.

Daß die Besseren und Aelteren unter dem hohen Adel nicht müde wurden, hinter den Coulissen und durch von der Polizei dem Auge der Oeffentlichkeit entzogene Proteste und Memoranden allerhöchsten Orts für die Rettung der altherkömmlichen Constitution thätig zu sein: das waren Dinge, von denen das große Publicum nur aus der Ferne flüstern hörte.

Die zum Schweigen verdammte Tagespresse fristete ein ruhmloses Dasein und mit Ausnahme zweier Blätter waren die übrigen nichts, als Werkzeuge in den Händen marktschreierischer Geldmacher.

Mit einem Worte: Ungarn schien erstickt, die Nation verloren zu sein.

Ich wenigstens sah in der vollständigen Nacht meiner Seele keinen matten Hoffnungsstrahl einer schöneren Zukunft schimmern. Ich bemühte mich, wenn es anders möglich war, zu vergessen, daß ich ein Ungar wäre; zu vergessen vor Allem das Privat- und das öffentliche Recht Ungarns, welches von der Zeit und von der Gewalt in die Rumpelkammer geworfen erschien; zu vergessen die Geschichte des Landes und gab jede darauf bezügliche Arbeit auf, welche nur das schmerzliche Gedächtniß der fruchtlosen Kämpfe früherer Zeiten in mir aufgefrischt hätte. — Ich verließ den heimatlichen Boden, der aufgehört hatte, eine Heimat zu sein und nichts als ein großes Polizeigefängniß geworden war.

Meine ausschließliche Beschäftigung war die ausländische Literatur, wozu sich mir eine sehr günstige Gelegenheit darbot. Denn da ich in der stolzen Eigenschaft eines Präsidenten-Stellvertreters der „k. k. Central-Bücher-Revisionscommission“ fungirte, so war mein Schreibtisch das Stelldichein aller Erzeugnisse der Weltliteratur, bevor dieselben in den Handel kamen. Ich war Censor und als solcher der officielle Vorschmecker aller geistigen Gerichte, worüber die Weisheit der Bureaukratie und ich, ein Atom derselben, zu entscheiden hatte, wie viel davon den 36 Millionen der Völkerschaften Oesterreichs verabreicht werden dürfte, damit diese sich nicht den Magen daran verdürben.

Ruhmvoller Beruf und rührendes Vertrauen, dessen sich seitens der Regierung ein Censor rühmen darf! Denn bei ihm setzt man voraus, daß ihm das Gift nicht schade, vor dem er das Volk zu bewahren verpflichtet ist... Wohl hat schon mehr als ein Censor dieses hohe Vertrauen in arger Weise gemißbraucht und ist mit der Zeit ein Schriftsteller geworden, dem das Gift, welches er eingesogen, stromweise entquoll, wie z. B. B...., der einer der geistreichsten, aber zugleich polizeiwidrigsten Schriftsteller Oesterreichs und zufällig auch mein sehr geehrter Freund ist.

Genug, ich war von der Heimat und deren Vergangenheit völlig geschieden und trotz des edlen Strebens und der patriotischen Aufopferung Ein-

zelner, trotz dem daß der Dichter singt: „Unmöglich! so viel Geist und Kraft, So heil'ger Wille kann nicht welken unter bösen Fluchs verhängnißvollem Bann", hielt ich dennoch das Vaterland für verloren.

Man verzeihe mir diese Abschweifung auf meine geringe Persönlichkeit. Aber sie war nothwendig, damit der Leser die Stimmung begreife, in welche ich versetzt wurde, als mein damaliger Freund T.... J. mich aufforderte, daß ich den Grafen Stephan Széchenyi besuchen möchte. Er kenne meinen Namen, habe einige meiner Artikel im „Pesti Napló" gelesen, wisse von meiner amtlichen Stellung und wünsche meine persönliche Bekanntschaft.

Nach dem Gesagten kann man sich vorstellen, daß diese Mittheilung keinen besonders erfreulichen Eindruck auf mich gemacht habe. Die große Vergangenheit Széchenyi's war neben dem tiefen Sturze der Nation in meinen Augen verhältnißmäßig zusammengeschrumpft. Auch konnte ich nicht wünschen, daß sein Anblick die unter dem Verbande der Philosophie schlecht vernarbten patriotischen Wunden neu aufreiße und daß sein Schmerz mich aus der epicuräischen und cosmopolitischen Lebensweise aufstöre, in welche ich seit Jahren mein Dasein versenkt hatte.

Auch folgte ich der ehrenvollen Aufforderung nicht früher, als bis dieselbe zum zweiten Male und in noch vertraulicherer Weise an mich ergangen war.

In einem weitläufigen Garten, den man füglich Park nennen kann, mit angenehmer Aussicht nach allen Seiten hin, liegt das im Styl einer bürgerlichen Villa erbaute, zweistöckige Haus, das als die Privatirrenanstalt des Dr. Görgen bekannt ist. Es ist die Zufluchtsstätte manches Gemüths- und Geisteskranken, wenn schon nichts in seinem Aeußeren auf diese traurige Bestimmung schließen läßt.

Von den Seitengängen des Parkes aus gelangt man zur Thür eines Corridors, in welchem eine Stiege zur linken Hand in den ersten Stock und die daselbst befindliche Wohnung des Grafen führte. Das Fenster des darüber gelegenen Zimmers sah gerade auf den durch einen hohen Zaun eingefriedeten Garten hinab, in welchem die Kranken ihre regelmäßigen Spaziergänge machten und wo auch Széchenyi oft sich bewegte, aber allein und aller Berührung mit Menschen aus dem Wege gehend. Hier sah ihn einmal der unglückliche Georg Szalbeck, der sich damals gleichfalls in der Heilanstalt befand und sich später erschoß und redete ihn folgendermaßen an: „Ich begrüße den großen Grafen!" — „Nicht ein großer Graf, sondern ein großer Narr!" war die zornige Antwort Széchenyi's, der sich seither nicht mehr im Garten blicken ließ.

Die Treppe heraufgelangt, klopfte ich an der links befindlichen Thür an. Ein alter Diener öffnete. Es war der halbtaube Brach, der mit einem

andern Gefährten, Namens Bichler, in der dreifachen Eigenschaft des Wächters, des Krankenwärters und des Kammerdieners bei dem Grafen angestellt war.

„Melden Sie Sr. Excellenz den Inspector von Pölöske", sagte ich.

Der Graf hatte mich wissen lassen, daß ich mich unter diesem Namen bei ihm einführen sollte. Den Grund davon wußte ich damals noch nicht. Ich hielt es für eine Laune des alten Herrn. Meinerseits hatte ich keine Ursache, mich in das Geheimniß zu hüllen und welche er dazu haben könnte, sah ich nicht ein. Aber bald sollte es an's Licht kommen und für mich übel genug ausfallen.

Genug, wir lachten nach Herzenslust, so oft auch in späterer Zeit noch die Kammerdiener mich fortwährend „Herr Inspector" titulirten, da Keiner von ihnen mit seiner civilisatorischen Zunge den Namen Pölöske auszusprechen im Stande war.

Kaum war der Kammerdiener in das Zimmer gegangen, so öffnete sich abermals die Thür und der alte Herr kam selber mir entgegen, reichte mir die Hand und fragte mich lächelnd in deutscher Sprache, offenbar damit es auch die beiden Diener hören sollten: „Wann sind Sie von Pölöske angekommen? Was machen die Schafe?"

„Sie werden geschoren" — erwiderte ich — im October. Doch die beiden Kammerdiener, der Eine ein Böhme, der Andere ein Deutscher, wußten wahrscheinlich eben so viel davon als ich, ob man die Schafe im October scheere. Széchenyi lachte helllaut auf und damit traten wir in das zweite Zimmer.

Es war sein Schlafzimmer. Ein breites Bett nahm den mittleren Raum ein. Davor stand ein bequemer Lehnstuhl und diesem gegenüber ein zweiter gleicher. In den einen ließ er sich, in den andern ich mich nieder und so hielten wir ein trauliches Zwiegespräch unter vier Augen.

Zur Seite befand sich ein Tisch mit Cigarren sammt dem nöthigen Zubehör und mit verschiedenen Uhren; dahinter ein großer Gläserschrank. Hinter seinem Armsessel stand ein Pult mit Zeitungen, Büchern und anderen Dingen bedeckt.

Seither gehen die Photographien der fünf Wohnzimmer Széchenyi's in tausend Exemplaren von Hand zu Hand und Jedermann kann sich davon eine annähernde Vorstellung machen.

Wir saßen einander gegenüber und jetzt erst gewann ich die Zeit, den alten Herrn näher in's Auge zu fassen.

Ich glaube nicht, daß ich ihn erkannt hätte, wenn ich ihm auf der Gasse begegnet wäre, im ersten Augenblicke sicherlich nicht.

Wenn ich sage: Széchenyi war alt geworden, so ist damit eigentlich nichts gesagt. Ein Jeder wird in anderer Weise alt, nach den überwiegenden Eigenschaften seiner Individualität. Auch das Alter Széchenyi's war ein Räthsel, besonders und einzigartig, wie sein ganzes Leben.

Zuerst war schon seine körperliche Erscheinung höchst auffallend, dann aber auch seine Kleidung. Dieser Mann mit dem knochigen Haupte, mit langem, struppigem, ergrautem Voll- und Schnurrbart und mit mächtigen Augenbraunen — in rothen Hosen und leichten, gelben Spitzschuhen, den

Oberkörper in ein dunkles, weichselbraunes, einfach mit Schnüren besetztes Oberkleid gehüllt: man glaubte das Ideal eines Pascha's von Egypten vor sich zu haben.

Sein Anzug war jederzeit bizarr gewesen, aber nicht ohne Geschmack. Da er drei Nationen für vorzugsweise verständig hielt, die Engländer, die Türken und die Ungarn, so war auf Grund dieser Ansicht seine Kleidung gleichfalls eine eklektische.

Aber wie ganz anders war jetzt sein Antlitz im Vergleiche mit demjenigen, das man vor kaum einem Jahrzehend im ganzen Lande und in halb Europa gekannt hatte? Kurzes, weiß schimmerndes Haar beschattete nur dürftig die gewaltige Stirn. Da er fast alle Zähne verloren hatte, so liehen die eingesunkenen Lippen seinem männlichen Antlitze den Ausdruck des Alters. Der dunkle Glanz der Augen wechselte häufig mit einer gewissen Mattigkeit ab. Die vollkräftige Stimme war zwar noch ungebrochen; aber der Mangel der Zähne doch an der Aussprache wahrnehmbar.

Nicht die physische Zeit allein hatte hier das Werk der Zerstörung begonnen; dieser würde seine zähe Constitution noch lange Widerstand geleistet haben. Angestrengte Arbeit, patriotische Sorgen und darauf folgende tiefe entsetzliche Leiden, diese waren es, die ihre geheiligten Furchen in dieses ehrwürdige, auch jetzt noch ausdrucksvolle Antlitz gezogen hatten.

Es war das Antlitz eines schönen und weisen, wenn schon kranken, alten Mannes. Neugierig lauschte ich, womit er das Gespräch eröffnen würde.

Er gab mir eine Cigarre in die Hand, eine von den feinsten und da er sah, daß ich etwas suchte, reichte er mir mit sichtbaren Zeichen des Wohlgefallens eine stählerne Nadel, mit welcher er gewohnt war, das obere Ende der Cigarre kreuzweis zu durchstechen, und sagte, daß er es nicht leiden könne, wenn Jemand die Spitze der Cigarre abbeiße. Darauf erklärte er, wie viel vortheilhafter es sei, die Spitze der Cigarre zu durchstechen, als abzuschneiden; denn auf die erstere Art bleibe der Saft des Tabaks in der Spitze der Cigarre und komme dem Raucher nicht in den Mund und dergleichen mehr.

Dann befragte er mich über meine persönlichen Verhältnisse, als Psycholog behutsam ausforschend, mit wem er es zu thun habe. Hierin war ich kurz und sprach überhaupt ganz einfach, ohne Pathos und ohne die üblichen Phrasen vom „größten Magyaren", womit ihn die besuchenden Landsleute in der Regel zu langweilen pflegten. Ich betrug mich so, wie ich es einem ehrwürdigen, älteren Manne schuldig zu sein glaubte, und ich konnte aus den Folgen schließen, daß ich einen nicht ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Bald ging die Unterhaltung auf wichtigere Gegenstände über, nämlich auf die öffentlichen Angelegenheiten, an deren Erörterung der Ungar zu jener Zeit keine sonderliche Freude haben konnte.

Wie ich schon früher erwähnte, das Bach'sche Regiment schien damals den Höhepunkt des Erfolges erreicht zu haben. Erst kürzlich war eine Copie der berühmten Reise der Czarin Katharina mit Decorationen, die das Glück und die Zufriedenheit des Volkes darstellen sollten, geliefert worden.

Die einzige, das gut in Scene gesetzte Stück störende Improvisation, nämlich die von nahezu anderthalbhundert ungarischen Bischöfen, Magnaten

und Bürgern unterschriebene Repräsentation an Se. Majestät, wurde todtgeschwiegen.

Der Strauß steckte seinen Kopf in den Sand und weil er nichts sah, darum glaubte er, daß auch er nicht gesehen würde.

Bach schien mächtiger und größer denn je.

Dies Alles bot uns unerschöpflichen Stoff zum Ideenaustausch. Bei ihm flossen im reichen Ergusse die gallichten, satyrischen und zutreffenden Bemerkungen. Was mich betrifft, so staunte ich nicht sowohl darüber, daß der Graf in so wichtigen Dingen eine so tiefe und umfassende Einsicht besaß, denn ich wußte recht wohl, daß er dieselbe durch seine Seelenkrankheit nicht verloren hatte, da sie vielmehr eines der Elemente seiner Krankheit war, woraus diese sich nährte, indem er in der Zukunft für sein Herz keinen Trost und für das Vaterland kein glücklicheres Los erblickte: vielmehr mußte ich darüber mich verwundern, wie er zur Kenntniß einer solchen Masse von Einzelheiten gelangt war. Denn alle mehr oder minder wichtigen und geheimen Details, die in den Regierungskreisen vorkamen, ämtliche Daten und Fraubasereien, kleine Geschichten und Anekdoten, Alles war ihm bekannt.

In seiner Einsiedelei zu Döbling wußte er von allen großen und kleinen Dingen, die im Vaterland oder in Wien, in den hohen und höchsten Bureaux und Salons, wohin er seit zehn Jahren nicht gekommen war, gesprochen und gethan wurden.

Ja, noch mehr — von jeder neuen Erscheinung auf dem Gebiete der vaterländischen und der auswärtigen, namentlich der ersteren Literatur, mochte sie mehr oder minder bedeutend sein, nahm er Notiz. Er kaufte ohne Ausnahme jede ungarische Druckschrift, hielt alle ungarischen Zeitungen und sah sie wenigstens flüchtig durch. Mit den hervorragenden Erzeugnissen der ausländischen Presse unterhielt er eine fortwährende Bekanntschaft. Insbesondere entging keine politische Flugschrift seiner Aufmerksamkeit und war dergleichen, wie ich später erfuhr, oft früher in seinen Händen, als ich in aller meiner Censors-Machtfülle es mir hätte verschaffen können.

Kurz, auf dem socialen, literarischen und Regierungsgebiete gab es keine so bedeutende oder unbedeutende Erscheinung, die für ihn allzu groß oder allzu gering gewesen wäre. Ihn interessirte Alles; er wollte Alles wissen und wußte in der That Alles; was in Anbetracht seiner hohen Verbindungen und bei der bürgerlichen und socialen Stellung der ihn Besuchenden, schließlich auch kein allzugroßes Wunder war.

Indessen auch ich lebte nicht mit geschlossenen Augen in Wien. Ich hätte kein Ungar sein müssen, wenn die Politik nicht mein Fach gewesen wäre. So konnte auch ich eine und die andere Bemerkung machen, die für Széchenyi von Interesse war.

Als ich mich zum Fortgehen anschickte, forderte er mich herzlich auf, ihn auch ein andermal in seiner „Höhle" zu besuchen; „vor der Hand", sagte er, „bleiben wir dabei, daß Sie sich bei mir als der Inspector von Pölöske anmelden lassen. Ich habe" — fügte er hinzu — „meine Gründe dazu. — Diese Menschen" — er meinte die Wächter — „stehen allerdings in meinem Solde. Aber man kann nicht genug auf seiner Hut sein. God bless You!"

Ich konnte nicht entscheiden, was ihn zu solcher übertriebenen und handgreiflich erfolglosen Vorsicht trieb, ob es allgemeines Mißtrauen oder die Einbildung war, daß er der Gegenstand unablässiger Spionerie wäre, oder blos der trübe Wahn eines sich verfolgt Glaubenden. Genug, es war nahe an 10 Uhr als ich ihn verließ, mächtig durch die erste Begegnung aufgeregt, der bald die zweite und dann noch mehrere nachfolgten. Bald durch einen kleinen Brief, bald durch mündliche Bestellung eines seiner trefflichen Söhne rief er mich nach Döbling und ich erachtete es für eine theure Pflicht, den durch eigenen Entschluß aus der Welt verbannten Mann, wäre es nur auf eine kurze Viertelstunde, zu zerstreuen.

2.

Széchenyi's Reise nach Döbling und die ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes. (1848—1852.)

Da ich die letzten Tage Széchenyi's, als eines gemüthskranken alten Mannes zu schildern habe: so muß ich dort anfangen, wo die Geschichte Széchenyi's, des Staatsmannes, abbricht. Was zwischen diesem Zeitpunkt und der Irrenanstalt zu Döbling in der Mitte liegt, ist zwar nur wenig, aber hinreichend, um auch die stärkste Seele auf das tiefste zu erschüttern.

Zwei wackere Landsleute haben die verhängnißvollen Momente dieses Ueberganges verzeichnet: Baron Sigmund Kemény *) und der vieljährige Hausarzt und Freund des Grafen, Dr. Paul Balogh.

Wir wissen, daß in den Septembertagen 1848 die revolutionäre Politik und deren kühne Parteigenossen bereits das Uebergewicht in dem Ministerium besaßen, dessen Mitglied — wider seinen Willen — auch Széchenyi war.

Um diese Zeit traf Baron Kemény bei einem seiner Freunde mit Széchenyi zusammen und schreibt von ihm folgendes:

„Széchenyi erzählte in fieberhafter Aufregung, wie Kossuth damit umgehe, sich der Festung Ofen durch einen unvermutheten Ueberfall zu bemächtigen oder, wie er sich ausdrückte, dieselbe für die Nation in Verwahrung zu nehmen. Deshalb suche er einen Kravall hervorzurufen. Er halte 3000 Brüsseler Gewehre verborgen, die er auf Staatskosten kommen, aber nicht in die Hände Derer, für die sie bestimmt sind, gelangen ließ. Der Palatin sei von dem ganzen Plane unterrichtet; doch fürchte er sich vor entscheidenden Schritten.

„Während Széchenyi diese Geschehnisse erzählte, wuchs seine Aufgeregtheit von Minute zu Minute. Die Adern seiner Hand schwollen an, daß sie fast einen Knoten bildeten. „„Ich lese in den Sternen — rief er unter Thränen aus — Blut, überall Blut! Der Bruder wird den Bruder, ein Stamm den andern in unversöhnlichem Wahnsinn hinschlachten. Man zeichnet Kreuze an die Häuser, die angezündet werden sollen. Pest ist verloren. Heransprengende Heereshaufen verwüsten Alles, was wir aufgebaut haben.

---

*) Charakter- und Lebensbild Széchenyi's im „Buch der ungarischen Redner und Staatsmänner." (Pest 1851. G. Heckenast.)

Ach, mein Leben ist in Rauch aufgegangen! Am Firmament zieht sich mit Flammenschrift hin der Name Kossuth — flagellum dei!“ *)

„Wir suchten ihn zu beruhigen, indem wir die Gefahr als nicht so groß darstellten; baten ihn aber doch, daß er unverweilt zum Palatin gehen und diesen zur Ergreifung geeigneter Maßregeln veranlassen möchte.

„Er ließ Abends um neun Uhr einspannen und versprach auf dem Rückwege wieder bei uns einzusprechen, um uns von dem Resultate in Kenntniß zu setzen.

„Ich wartete länger als bis nach Eilf auf ihn. Dann mußte ich nach Hause.

„Später vernahm ich, daß er um halb Zwölf nach Hause zurückgekehrt und in der heftigsten Gemüthsaufregung die ganze Nacht wach geblieben sei. Der Palatin wäre mit seinen Ansichten nicht einverstanden gewesen.

„Auch den andern Tag war es mir nicht möglich, mit ihm zusammen zu treffen.

„D'rauf reiste ich plötzlich nach Wien, und erfuhr achtundvierzig Stunden später, daß auch Széchenyi daselbst eingetroffen sei, aber — wahnsinnig.“

Die Geschichte dieser Reise Széchenyi's hat Dr. Paul Balogh in der Nummer des 20. September 1848 mit Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse mitgetheilt. **) Diese Nachricht wird noch durch folgende Daten vervollständigt:

---

*) Gottesgeißel.

**) Erklärung von Dr. Paul Balogh über den Geisteszustand des Grafen Stefan Széchenyi im „Közlöny“ vom 20. September 1848.

„Graf Stefan Széchenyi.“

Die außerordentlichen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit mußten in ihrem unerwarteten Fortgange auf jedes fühlende Gemüth einen unaussprechlichen Eindruck ausüben. Es ist Niemand unter uns, dessen Inneres dadurch nicht mehr oder weniger alterirt worden wäre. Und noch ist das Drama lange nicht zu Ende. Wer mag ausrechnen, wie er durch die unheilvollen Stürme der Umgestaltungsperiode zum Genuße des neuen goldenen Zeitalters gelangen werde? Denn die Schicksalsmächte verkaufen Einzelnen und ganzen Nationen ihre Gaben nicht um einen niedrigen Preis. Glücklich derjenige, der cum mente sana in corpore sano die von uns Allen heiß ersehnte, aber nur auf ehrenvollem Wege zu erringende Friedensoase erreicht. Dieses Glück sollte leider dem größten unserer Landessöhne, dem Veteranen unter den Kämpfern für Ungarns Wiedergeburt, dem Grafen Stefan Széchenyi nicht zu Theil werden, Ihm, der kein höheres Ziel im Leben kannte, als das so oft und so vielfach gemißhandelte Vaterland groß und glücklich zu sehen.

Die vor einigen Monaten eingetretenen, die ganze Welt umwälzenden Ereignisse mit denen ein neues Blatt in dem Schicksalsbuche Europas beginnt, haben in der von unaufhörlichen Kämpfen bewegten Seele des großen Mannes einen erschütternden Eindruck zurückgelassen und da auch er das Schiff unserer Nation zu lenken berufen ward, so mußte seine Angst und Besorgniß ins Unendliche steigen, als er sah, wie alle menschliche Berechnung sich trüglich erweist, und sah, wie Arglist und Ränkesucht, Verrath und Niedrigkeit sich verbanden, um die so glücklich erkämpfte Freiheit zu stürzen. Die täglich drohender am Himmel des geliebten Vaterlandes aufsteigenden Wolken spiegelten sich in seiner Seele ab und er, der mit dem Oelzweig in der Hand die Dämonen des Landes zu bewältigen gedachte, ward von schrecklichen Ahnungen erfüllt, als die durch niedrige Ränke und Umtriebe angefachten Flammen des Bürgerkrieges gen Himmel zu schlagen und die blühenden Gefilde des Landes zu verheeren begannen.

Beiläufig in jenen Tagen, die Baron Kemény in obiger Weise geschildert hat, ließ Széchenyi den Dr. Paul Balogh zu sich kommen.

Er ging mit raschen Schritten, in großer Aufregung im Zimmer auf und nieder, schlug mit dem Kopf und mit den Fäusten an die Wand und zeigte Lust, zum Fenster hinaus zu springen. Es gelang Dr. Balogh, ihn zu überreden, daß er Pest verlassen und nach Wien reisen möchte, ja er willigte in seine Bitte ein, daß er ihn dahin begleiten dürfe. — Eine peinliche Reise, sowohl für den patriotisch gesinnten und dem Grafen so anhänglichen Arzt, als auch und noch vielmehr für den Ersteren.

In Vörösvár stieg Széchenyi aus dem Wagen und rannte davon, über die Felder hinweg und zwar mit einer solchen Schnelligkeit, daß ihn die Dienerschaft kaum einzuholen im Stande war. Man redete ihm zu, er beruhigte sich wieder und die Reise konnte fortgesetzt werden.

Später entdeckte Balogh einen Dolch bei dem Grafen, welchen dieser versteckt hielt. Auch gab er denselben auf die Bitte Balogh's nicht heraus, versprach aber, daß er sich kein Leid anthun werde. Nach einiger Zeit übergab er ihm freiwillig den Dolch.

Während der Reise war der Graf sehr unruhig und erzählte viel aus seinem Leben. In Gran verließ er während des Mittagsessens anscheinend in völliger Ruhe die Tafel und sagte, daß er sogleich zurückkommen werde. Aber er kam nicht und Dr. Balogh eilte hinaus, ihn aufzusuchen. Auch fand er ihn unter den Alleen, wo ihre Wagen standen. Der Kammerdiener

---

Die fortwährend in Spannung erhaltenen Saiten seiner Seele fingen an zu erschlaffen und er, der für das Wohl des Landes eine so unermüdliche Thätigkeit an den Tag gelegt, auch nicht mit wohlfeilen Phrasen, sondern in erhabenen Thaten den vollen Werth seines Characters dargethan hat, er fiel von Tag zu Tag größerer Leidenschaftlichkeit anheim.

Sein Vertrauen in das gute Geschick des Landes begann zu schwinden und der Gesichtskreis, an dem wir Alle bald das die Größe der Nation verkündende Morgenroth begrüßen möchten, hüllte sich für ihn täglich in tieferes Dunkel. Wie es bei denen der Fall ist, deren Seele die schrecklichsten Ahnungen durchkreuzen, so war bei ihm die Angst und Unruhe in fortwährender Steigerung begriffen.

Seine Familie hatte einige Wochen früher sich nach ihrem Sommeraufenthalte begeben. So war er in seiner geistigen Niedergeschlagenheit sich selbst überlassen und es konnte nicht anders sein, als daß unter den Beängstigungen, die ihn quälten, jede unerfreuliche Kunde und jedes unerwartete Ereigniß die Saiten seines Gemüthes erzittern machte. Jetzt begann der Held zu wanken, der in so vielen Kämpfen unerschüttert dagestanden. In seinen schlaflosen Nächten sah er sich von Gespenstern umgeben, gegen die siegreich zu kämpfen er nicht mehr die erforderliche Kraft besaß. Und was bei der Unruhe seines Innern ihn am meisten peinigte, war der Gedanke, daß der Haupturheber der Gefahren, welche seine angebetete Heimat bedrohten, kein Anderer, als er selber sei, indem er die Nation aus ihrem hundertjährigen Schlummer aufgerüttelt hatte. Gelang es auch seiner geistigen Energie noch ein- und das anderemal, derlei übertriebene Einbildungen von sich abzuwehren, so kehrten sie doch in verstärkten Anfällen wieder und griffen dermaßen sein ganzes Wesen an, daß es zu den heftigsten Ausbrüchen kam. In solchen Augenblicken blieben die nüchternsten Vorstellungen, die beruhigendsten Worte erfolglos. Der Appetit hatte ihn längst verlassen.

Am 4. dieses Monates erklärte ich dem Grafen, daß wenn er seine Gesundheit wieder zu erlangen wünsche, seine unverzügliche Entfernung von hier dringend geboten sei. Seine Genesung fordere unerläßlich, daß er sich so weit als möglich von der Hauptstadt entferne, wo jedes Wort und jede Bewegung die Verstimmung seiner Seele noch zu steigern geeignet sei. Aber der Graf zeigte keine Geneigtheit, sich diesem heilsamen

erzählte dem Doktor, der Graf habe eine Pistole aus dem Wagen genommen, mit der er sich erschießen wollte, aber es sei gelungen, ihn davon abzuhalten.

Um ihn zu zerstreuen, unternahm der Arzt mit ihm jetzt einen Spaziergang. Plötzlich stürzt Széchenyi im vollsten Laufe davon, nach der Donau zu, erreicht die Schiffsbrücke und springt in den Strom. . . .

Zum Glück kam eben ein Lastschiff von oben herab gefahren. Man ließ einen Kahn ins Wasser und es gelang, den Grafen aufzufischen. Nichts ist vielleicht mehr im Stande, die kaustische Weise Széchenyi's treffend zu charakterisiren, als die Bemerkung, die er beim Umkleiden nach dem traurigen Vorfall fallen ließ: „Welch einen Narrenstreich habe ich begangen; diese Leute hier wissen Alle, daß ich ein guter Schwimmer bin."

Der Vicegespann des Graner Komitats und die hohe Geistlichkeit redeten ihm zu, daß er bleiben und die Nacht im Primatialgebäude zubringen möchte; aber kaum war er dort, so wurde er sehr unruhig und drang auf die Weiterreise.

In Raab traf er mit seiner Gemahlin zusammen, die den Wunsch aussprach, ihn nach Wien zu begleiten; aber er gab es nicht zu.

Bis Wieselburg ging es erträglich fort. Der Graf war allerdings unruhig, aber es zeigten sich keine neuen Ausbrüche. Als sie jedoch dort angekommen waren, sprang er neuerdings aus dem Wagen und lief lärmend und schreiend „er brenne" durch die Hauptstraße. Dabei gerieth er in solche Wuth daß man ihm Hände und Füße mit Handtüchern binden und ihn zu

Rathe zu fügen. Er wollte es nicht glauben, daß er krank wäre. Der Spiegel, der ihm das von innerer Aufregung geröthete Antlitz zeigte, erhielt ihn in beständiger Täuschung. Nur in Folge unabläßigen Drängens kam er endlich, nach vielfachem Schwanken, zu einem bestimmten Entschluße. Am folgenden Tage (Dienstag) setzte sich von mir begleitet, der Graf wirklich in den Wagen, doch unentschlossen, wohin die Reise gehen sollte. Aber kaum hatten wir Ofen im Rücken, so stieg er auch schon wieder ab, oder richtiger gesagt, er sprang aus dem Wagen und erklärte, daß er keinen Schritt weiter wolle, daß er nach Pest zurückkehre, weil er, als Minister, seinen Posten nicht verlassen dürfe und daß er, wenn es sein müsse, mit seinen Landesgenossen zugleich untergehen werde. Nur die energischesten Aufforderungen vermochten ihn, den Wagen aufs Neue zu besteigen. Aber je weiter wir uns entfernten, um so mehr wuchs die Melancholie des Grafen. Unaufhörlich sprach er von dem Unglück des Landes und setzte ganz ernsthaft auseinander, daß es für unsere Nation keine Rettung mehr gäbe.

Im Spiegel seiner kranken Phantasie sah er bereits die Hauptstadt von wilden Feindeshorden verwüstet, die Kettenbrücke, eines der herrlichsten Meisterwerke des Jahrhunderts, in den Wellen begraben und wie Marius auf den Trümmern Karthagos, so erblickte er sich selbst auf den Ruinen des verheerten Vaterlandes. Und wenn den unglücklichen Grafen dann der Zorn des Wahnsinns — wie Esquirol die Wuth bezeichnet — erfaßte, so rannen nicht selten von den Furchen des verzerrten Angesichtes die bittern Thränen der Verzweiflung hinab. — In solchen Momenten trat auch der Dämon des Selbstmordes versuchend vor ihn hin, aber die Kraft seines Geistes ließ es nicht zu, daß er sich in diese letzte Zufluchtsstätte der unglücklichen Spieler, wie Napoleon sich auszudrücken pflegte, verirrte. Hingegen sprach er es zu unzähligen Malen aus, wie freudig er den Tod umarmen würde, weil es für ihn keine Heilung mehr gebe und er auch nicht mehr ein nützliches Glied des Vaterlandes sein könne. Und was seine Seelenqualen auf das Höchste steigerte, war jene religiöse Ueberspanntheit, welche den bittern Stachel des Selbstvorwurfes in einen vergifteten Pfeil zu verwanden pflegt. Unter solchen unbeschreiblichen Selbstquälereien, wie sie der Graf häufig kund gab, kamen wir endlich, nach mehrmaligen, durch seine Weigerung herbeigeführten

Bette bringen mußte. Kalte Umschläge auf dem Kopfe linderten einigermaßen seinen Zustand und er verhielt sich ziemlich erträglich bis Wien.

Aber kaum war er in Döbling auf dem für ihn bestimmten Zimmer angelangt, so gerieth er in so heftige Wuth, daß er gebunden werden mußte.

Ueber den ersten Zeitraum seines Döblinger Aufenthaltes gewinnen wir nur aus den ämtlichen Aussagen Dr. Görgen's des Eigenthümers der dasigen Irrenanstalt, nothdürftig Kenntniß. Denn die beiden Sekundärärzte der Anstalt, Dr. R. Gußmann und Dr. Goldberg, die über Széchenyi, so lange er dort verweilte, Einiges anfgezeichnet haben, kamen erst in den späteren Jahren dahin. Die Wärter, Brach und Bichler aber waren bei ihrer Einfachheit selbstverständlich nicht in der Lage, etwas, das besondere Aufmerksamkeit verdient hätte, über ihn auszusagen.

Aber selbst Dr. Görgen war ein Mann von so beschränktem Ideenkreise und von so trivialer Gesinnung, daß er, wie wir weiter unten sehen werden, nicht von ferne geeignet erschien, den Seelen- und Gemüthszustand Széchenyi's aufzufassen und zu begreifen. Darum haben die Angaben Dr. Görgen's nur insofern für uns Werth, als sie sich auf die äußeren Erscheinungen am kranken Széchenyi und auf sein Verhalten, kurz auf sein Physisches, beziehen. Sobald er auf dessen geistige und Gemüthszustände übergeht, sind seine Andeutungen oberflächlich, ja geradezu ungereimt.

Um diese Behauptung zu rechtfertigen, wird es genügen einige Zeilen

---

Verzögerungen, ja wiederholten Wuthanfällen, doch glücklich in Döbling an, wo ich ihn der weiteren ärztlichen Aufsicht übergab. Mit blutendem Herzen und unter schwerem Seelenkampfe verließ ich den großen Bürger des Vaterlandes, fern von seiner geliebten Familie und umgeben von fremden Gesichtern, die unvermögend waren, die Sympathien seiner Seele zu fassen und die edlen Gefühle seines Herzens zu theilen.

Als Hausarzt des Grafen hielt ich es für meine Pflicht, dies Alles so umständlich dem Publikum mitzutheilen, vornehmlich im Hinblick auf jene Gefühllosen und Unzarten, die uneingedenk der unsterblichen Verdienste des großen Patrioten und uneingedenk der glänzenden Stellung, die er in der Geschichte unserer nationalen Wiedergeburt einnimmt, sich nicht entblöden mochten, ihn, den gefesselten Prometheus, dem die Verzweiflung über das Loos des bedrängten Vaterlandes am Herzen nagt, zur Zielscheibe ihres niedrigen Hohnes, ihrer Verdächtigung und Verläumdungen zu machen.

Ungarn, das an großen Männern eben so arme, wie an thatenlosen Maulhelden so reiche, mag billig über das Unglück eines Mannes trauern, dessen Herz in jedem Augenblicke seines thatenreichen Lebens einzig und allein für die Ehre und für das Wohl des Landes geschlagen hat und der für dasselbe so viel geopfert, wie seit Jahrhunderten kein Ungar uud der auch jetzt mit Freuden bereit wäre, mit dem Preise seines Lebens die Rettung der Heimat zu erkaufen.

Doch ich bin überzeugt, daß unter den edler fühlenden Bürgern des Landes kein Einziger ist, der in dankbarer Erinnerung an die unsterblichen Verdienste des edlen Grafen nicht sehnlichst wünscht, daß in dem Maße, wie sich die am Himmel des Landes aufgethürmten finstern Wolken, Gott gebe! je eher zerstreuen, es auch in der Seele des Grafen wieder hell werden möge und der starre Bann weiche, der jetzt deren Kräfte quälend darnieder hält, damit der Graf je eher wieder auf den Schauplatz der Thaten heraustreten könne, wo er so viele Jahre glanzvoll gewirkt hat und wo ihn jeder das Vaterland liebende Bürger mit trauerndem Herzen vermißt.

Paul Balogh.

aus dem ärztlichen Parere anzuführen, in welchem Görgen den geistigen Zustand seines hohen Patienten, bei dessen Ankunft in der Anstalt, schildert:

„Die Reden des Kranken wiesen auf **mania desperatoria** mit religiöser Grundlage hin. Ununterbrochen klagte er sich selber an, daß er sein Vaterland und das regierende Haus verrathen und daß er es gewesen sei, der durch seine Koketterien mit der Demokratie die eben im Ausbruch begriffene fürchterliche Revolution heraufbeschworen habe u. s. w.“ (?)

So hat selbst in seinem Wahnsinne Széchenyi niemals gesprochen. Das Wesen des Irren verwirrt sich zwar, bleibt aber doch immer der Reflex seiner selbst. — Mit welcher Demokratie hat Széchenyi kokettirt?... Offenbar handelt es sich hier um eine unklare Auffassung dessen, was Görgen von Széchenyi gehört haben mag und dem nur so viel Wahres zum Grunde liegt, daß Széchenyi wirklich am Schicksal seines Vaterlandes verzweifelt und daß er wegen dessen Untergang sich selbst und seine eigene Thätigkeit, durch welche er die Nation aus dem Schlummer weckte und zum Fortschritt anspornte, angeklagt hat und daß er — der immer fromm und gläubig war — seine Sünden für so groß ansah, daß er es für unmöglich hielt, sich mit Gott zu versöhnen.

Von solchen und ähnlichen Qualen ward sein umnachteter Geist hin und her geworfen.

Görgen schreibt, daß Széchenyi, als er in der Anstalt eintraf, an Händen und Füßen gebunden war. Dem widerspricht das Referat Dr. Balogh's. Wer von beiden Recht haben mag, wird man unschwer entscheiden können, wenn man das Zeugniß Dr. Goldbergs, der Görgens Assistent war, in die Wagschale legt, demzufolge dieser so vergeßlich war, daß er, wenn er aus einem Zimmer fortging, nicht mehr wußte was er diesem oder jenem Patienten verordnet hatte.

So viel bezeugen auch die Anstaltsdiener, Széchenyi habe bei seinem Eintreffen in Döbling einen so heftigen Wuthanfall gehabt, daß er an das Bett festgeschnallt werden mußte. Und Solches mußte zu öfteren Malen wiederholt werden, denn er hatte die Gewohnheit, den Kopf an die Wand zu schlagen oder dagegen anzurennen, offenbar in selbstmörderischer Absicht. Die ersten Tage und Wochen seines dortigen Aufenthaltes mögen entsetzlich gewesen sein.

Die Nervenaufregung, die bis zum Wahnsinn exaltirte Einbildungskraft, die Selbstanklagen und Gewissensbisse, die unbeschreibliche Furcht, die ihn oft befiel, daß er einen Stock ergreifend und den Rücken an die Wand gelehnt, sich wüthend gegen seine unsichtbaren Angreifer vertheidigte, alle diese Krankheitssymptome hatten in den politischen Ereignissen und namentlich in den damaligen Zuständen des Vaterlandes ihren Grund. Und erwägen wir, daß bald, nachdem er in Döbling eingetroffen war, die verhängnißvollen Tage der Wiener Revolution anbrachen, da die ungarische Armee bis Schwechat vorrückte und man auf dem Hügel, wo außerhalb der Stadt die Anstalt sich befindet, den Lärm der Schlachten und den Kanonendonner aus der Nähe deutlich hören mußte und bald darauf das Bombardement Wiens durch Windischgrätz, erwägen wir dies, so werden wir uns leicht vorstellen können, welchen Eindruck dies Alles auf Leib und Seele des armen Kranken gemacht haben mag.

Nach einigen Wochen war aller Lärm verstummt. „La paix régnait á Varsovie“. Als die äußere Ruhe in dem Döblinger Irrenhaus wieder hergestellt war, ließen auch die Wahnsinnsanfälle bei dem Grafen nach. Stumpfe Abspannung war an deren Stelle getreten und völlige Theilnahmlosigkeit gegenüber der Außenwelt.

Er ließ Niemand zu sich herein, auch seine angebetete Gattin nicht, die seit Oktober von Zeit zu Zeit von Zinkendorf herauffuhr, um den Versuch zu machen, ob sie zu ihrem unglücklichen Gatten dringen und vielleicht seine Seelenleiden lindern könnte. Denn wir wissen ja, die Liebe hört nie zu hoffen auf.

Diese Apathie erstreckte sich sogar auf die physische Existenz des Grafen. Er vernachläßigte sich vollständig und beachtete es sogar nicht, daß er seine Wäsche wechseln sollte. Zum Waschen mußte er überredet werden; seine Haare und Nägel zu schneiden, dazu bedurfte es des Zwanges. Bei Tisch aß er, wenn man ihn nicht erinnerte, mit den Fingern. Am Tage lief er, wie ein melancholischer Löwe in seinem Eisenkäfig, im Zimmer auf und ab, indem er seine seidenen Taschentücher eins nach dem andern in Fetzen zerriß.

Bald wieder stellte sich bei ihm eine unerschöpfliche Plauderhaftigkeit ein. Mit dem Anstaltseigenthümer, mit den Assistenten, mit den Krankenwärtern und Wächtern führte er endlose Gespräche, bei denen jedoch in der Regel er allein sprach und er keinen Andern zum Worte kommen ließ. Was seine Seele beschwerte, das trug er ihnen in ewigen Wiederholungen immer wieder aufs Neue vor, wenig bekümmert, ob sie auch seinen Schmerz verstünden und begriffen, was er ihnen vorerzählte. Selbstanklagen wegen seiner politischen Vergangenheit, daß er das Vaterland zu Grunde gerichtet habe, daß er die Nation nicht hätte zum neuen Leben aufrufen, — nicht mit Kossuth sich zu schaffen machen, — nicht in das Ministerium eintreten sollen, — daß ihm Gott diese und andere Sünden niemals vergeben werde . . . diese heiligen Schmerzen schüttete er in bunter Verwirrung unaufhörlich in die profanen Ohren der ihn umgebenden Idioten aus.

Dieser an das Thierische gränzende Zustand hielt ein paar Jahre an, bis die Krankheit sich erschöpft hatte. Der Graf war lebendig begraben; zuletzt ging er gar nicht mehr aus seinen Zimmern hervor. Nur einmal geschah es, (1850) daß der Graf in Begleitung des Dr. Görgen in die Stadt fuhr, seine dort wohnende Familie zu besuchen. Von diesem Besuche wissen außer der gräflichen Familie bis auf diesen Tag nur Wenige. Der Graf versetzte durch sein verstörtes Aeußere, mit seinen verweinten Augen, mit krankhaftem Aussehen und unaufhörlichen Selbstvorwürfen seine in tiefe Trauer versenkte Familie in argen Schrecken, brachte eine Stunde in ihrem Kreise zu und kehrte dann wieder noch Döbling zurück, von wo er nie mehr in die Stadt hereinkam.

Allmählig begann er doch sich zu langweilen und suchte Zerstreuung. Er fing an mit den Krankenwärtern „Mühle“ oder „Wolf und Lamm“ zu spielen oder Dame zu ziehen, — und er gerieth über dem allabendlichen Spiele dermaßen ins Feuer, daß er sogar das Schlafengehen vergaß.

Diese Spiele erweckten in ihm naturgemäß seine alte Leidenschaft für das Schach. Nach 1850 hat er einige Jahre, kann man sagen, ausschließlich mit dem Schachspiel ausgefüllt.

Ein junger Mann wurde für gute Bezahlung aufgenommen, ein bescheidener und gebildeter ungarischer Jüngling, Asbóth war sein Name. Er studirte an der Kunstakademie und widmete seine freien Tages-Stunden dem Privatunterricht in Sprachen. In den Abendstunden aber kam er zu unserm Kranken heraus. Mit diesem spielte er von 6 Uhr Abends ein paar Stunden lang Schach — bald bis Mitternacht, oft bis an den Morgen. Dann legte sich der arme Jüngling auf ein Bett, das man in einem Zimmer des Erdgeschoßes für ihn bereit hielt, und ging, nachdem er kaum einige Stunden geschlafen hatte, wieder in die Stadt, um seine Studien zu betreiben.

Diese außerordentliche Anstrengung konnte der jugendliche Körper natürlich nicht lange aushalten. Vielleicht mögen auch andere Krankheitselemente in ihm wirksam gewesen sein. Genug er verfiel in Schlaflosigkeit und seine Kräfte schwanden sichtbar dahin. Er blieb ein um's anderemal von Döbling aus; es hieß — er wäre erkrankt. Plötzlich traf die Nachricht ein, daß er wahnsinnig geworden sein. Zum Glück starb er nicht lange darauf.

Was dem alten Kranken Genesung, das brachte dem gesunden Jüngling Krankheit und den Tod.

Széchenyi, dem man den Vorfall nicht verschwiegen hatte, beklagte in hohem Grade den Jüngling, zu dem er sich sehr hingezogen fühlte.

Aber dieser junge Mann war nicht die einzige Person, der Széchenyi, als es mit seinem Seelenzustande besser wurde, bei sich Zutritt gestattete.

Wir haben gesehen, wie langsam diese Besserung vorschritt. Sie war im Verhältniß zu der Schwere der Krankheit, die wir so eben mit einigen Zügen geschildert haben. Diese letztere wurde noch durch seine körperlichen Leiden gesteigert — er litt an der Leber und an der Niere, war beinahe ganz ohne Schlaf und wies eine Zeitlang alle Nahrung entschieden zurück. Wir sahen desgleichen, daß er — gleichwie die leibliche Speise — so auch und zwar noch anhaltender, Jahrelang alle moralische Stärkung, allen Trost für Geist und Herz ablehnte. Die er im Leben am meisten geliebt hatte, seine Frau und Kinder, begehrte er am wenigsten zu sehen und es schien ihm sogar der Gedanke, mit ihnen zusammenzutreffen, unwillkommen zu sein.

Man sagt, die Zeit sei ein mächtiger Arzt. Aber es gehört ein kräftiger Organismus dazu, soll er das langsam wirkende Heilmittel der Zeit vertragen; und Széchenyi besaß einen kräftigen Organismus. Sein Leib und sein Geist erlitt nur eine gewaltige Erschütterung, wo Andere zusammengebrochen wären. Er sank in Ohnmacht, wo ein Anderer gestorben sein würde. Er ward niedergebeugt, aber nicht gebrochen. Langsam richtete er sich wieder empor; doch seine ehemalige Höhe sollte er nie mehr erreichen.

Nach und nach vermochte auch das Schachspiel ihn nicht mehr zu befriedigen. Es war als ob an diesem Spiele seine Seelenkräfte, sein geistiges Interesse und das Verlangen nach Menschen wieder erwacht wären. In der Zeit von 1852 auf 1853 trat diese Wendung ein.

Der Erste, oder Einer der Ersten, den er zu sehen wünschte, war der Erzbischof Lonovics, der damals in der Zurückgezogenheit eines Exulanten in Wien lebte — i n t e r n i r t, wie es im Wörterbuch der civilisatorischen Rechtspflege hieß.

Széchenyi erschien auch im Punkte der Religion nüchtern und vor-

urtheilsfrei. Manchmal, aber selten, erlaubte er sich auch einen frivolen Witz über die geistlichen Herren. Aber in ernster Stimmung war er in der Tiefe der Seele gläubig und katholisch. Die Qualen seiner Geistesnacht standen gleichfalls mit seiner Gottesfurcht in Verbindung. Ich vermag es daher leicht zu begreifen, daß der Erste, den er sehen, dem er die langwierigen und vielfachen Leiden seines zerrütteten Gemüths mittheilen wollte — der Erzbischof Lonovics war, dieser Mann, von ebenso hochgebildetem Geiste, wie von mackelloser Seelenreinheit und von unbeflecktem priesterlichen Character, an den ihn, außer der alten Freundschaft, auch noch ein neues Band fesselte, daß nämlich auch er für seine Vaterlandsliebe büßen mußte.

Seit 1853 fing er an, nächst den Besuchen seiner Gattin und Kinder, auch an der Gesellschaft Anderer Freude zu empfinden; wenn schon er mit dem Einzelnen nur kurz verkehrte und sichtlich ihn wieder loszuwerden eilte. Wie ich vermuthe, wollte der Graf die Stärke seines Geistes gleichsam prüfen, wie viel sie etwa vermöchte, und sobald er zu sich selbst kein Vertrauen mehr empfand, beeilte er sich, der Unterhaltung ein Ende zu machen. So viel ist gewiß, daß er Anfangs über practische Angelegenheiten, wie die Verwaltung seiner Güter, mit den Beamten, die ihn zu besuchen anfingen, sich nicht einlassen wollte. „Wozu auch?" — pflegte er zu sagen — „wir sind ja ohnehin zu Grunde gerichtet; der ungarische Adel kommt an den Bettelstab."

Inzwischen schritt die Genesung des Grafen sichtlich vorwärts. Das Interesse an der Außenwelt wuchs mehr und mehr. Jedermann, der ihn aufsuchte, ward vorgelassen. Seine Unterhaltung begann ruhig, geistreich, anziehend zu werden. Etwas Groteskes lag immer in seiner Art — nur Görgen hielt es für ein Symptom der Geistesstörung.

Auch seine geistige Thätigkeit entwickelte sich. Er fing zu schreiben und zu lesen an. Auch auf sein Aeußeres verwendete er wieder mehr Sorgfalt. Sein Anzug war immer gewählt, aber negligéeartig, wie ich ihn oben beschrieben habe. Da er sein kahles Haupt bedecken wollte, aber nichts Warmes darauf duldete, so trug er papierne Kappen, die aus blauen, rothen, weißen und gelben Streifen zusammengeflochten waren und die er selbst „Narrenkappen", und nach ihrer Form zu urtheilen, mit Recht so nannte, wenn sie gleich im Zimmer zweckmäßig sein mochten.

Mittlerweile wurde der Graf in eine andere Wohnung gebracht, das heißt, man fügte zu dem bisherigen Zimmer noch vier andere hinzu; so daß er sein besonderes, von dem übrigen Gebäude vollkommen getrenntes Quartier, mit separirtem Eingang und eigener Stiege hatte.

Dieser glückliche Fortschritt hielt bei der Gattin und Familie des Grafen stets die Hoffnung wach, daß er früher oder später doch sein trauriges Gefängniß verlassen werde.

Grausam getäuschte Hoffnung!

3.

Verhältnißmäßig heitere Tage von 1853 bis zum März 1860.

Wenn ich mich jetzt an jene mannigfaltigen Stunden erinnere, die ich im Laufe dreier Jahre bei Stefan Széchenyi zubrachte, so bedaure ich unaussprechlich, daß ich kein ordentliches Tagebuch darüber geführt und die Gegenstände unserer Gespräche nicht aufgezeichnet habe. Er übersprudelte von herrlichen Gedanken, weisen und originellen Aussprüchen, grotesken Einfällen, Witzen, Anekdoten oder Erinnerungen aus seinem thatenreichen Leben. Welch ein Schatz wäre jetzt in meinen Händen!

Doch wenn auch Einzelnes aus meinem Gedächtniß geschwunden ist, so steht doch das Ganze seiner Lebensweise in Döbling, seine Umgebung, sein Thun und Lassen, Denken und Empfinden in lebendiger und pietätsvoller Erinnerung vor mir.

Anfangs besuchte ich ihn nur selten und meistens am Abend, denn so wollte er es haben. Oft verließ ich ihn erst gegen Mitternacht und pilgerte im Schneesturm nach Wien zurück. Aber immer häufiger geschahen die Einladungen und später vergingen kaum acht oder vierzehn Tage, daß er mich nicht zu sich beschieden hätte. Bald war es zu jeglicher Tagesstunde; Mittags, Abends befand ich mich in der verschiedenartigsten Gesellschaft bei ihm. So wurde der geistreiche und wechselvolle Verkehr in seiner Umgebung allmälig ein angenehmer Bestandtheil meiner Wiener Existenz und als er die Augen schloß, war mir nicht nur der große, aber für mich fremde Mann entschwunden, sondern es ließ sein Tod eine unausfüllbare Lücke in mir zurück.

Von seiner entsetzlichen Vergangenheit zwischen 1848 und 1857 war mir damals nur noch Weniges bekannt. Ich sah in ihm den von der Last der Jahre, von leiblichen und geistigen Anstrengungen und Leiden gebeugten Mann. Sein vermeintlicher Wahnsinn war mir ein Räthsel. Nach der Aussage Einiger wäre er von demselben bereits genesen, Andern zufolge noch nicht geheilt gewesen. Wieder Andere behaupten, daß die ganze Geschichte seines Irrsinns nichts als eine Fabel und Komödie gewesen sei. Was ich damals von seinen Geistes- und Gemüthszuständen hielt und auch heute noch halte, das gedenke ich im weiteren Verlaufe zu entwickeln.

So viel steht fest, daß des Grafen Nüchternheit, sein scharfer und weitsehender Blick in Dingen der hohen Politik und der Humanität ganz als der alte erschien. Der Umgang mit ihm war stets genuß- und lehrreich.

Da er an Schlaflosigkeit litt — er schlief kaum 3 Stunden des Nachts — was eine Folge seiner leiblichen Beschwerden war, so war er, um den langen Tag auszufüllen, auf große Thätigkeit angewiesen. Früh am Morgen stand er auf, badete im Winter wie im Sommer kalt und ging, nachdem er die von allen Seiten nach dem Garten gehenden Fenster geöffnet hatte, in der Enfilade seiner Gemächer so lange auf und ab, bis er nach seiner Berechnung oder nach dem Gefühle seiner physischen Kraft eine Viertel- oder halbe oder ganze Meile durchschritten hatte, was er regelmäßig, klagend oder rühmend, zu erwähnen pflegte. Er hat ausgerechnet, wie viel Meilen er während seines Aufenthaltes in der Anstalt zurückgelegt und wenn ich nicht irre, so wäre er den europäischen Kontinent zweimal abgegangen.

Dann schrieb er und las. Drauf ward gefrühstückt und abermals geschrieben und gelesen. Das ging so den ganzen Tag lang und oft bis Mitternacht. Kein Wunder, wenn er Alles wußte und Alles kannte, was in der ganzen Welt die Presse zu Tage förderte. Nun folgte der Empfang einiger Besuche vor dem Mittagsessen und nach demselben, was seit 1858 immer häufiger geschah. Abends regelmäßiges Schachspiel, womit er oft außer dem gemietheten Partner, noch manchen andern Liebhaber, darunter meist einer seiner Söhne war, bis zur Ermüdung in Anspruch nahm. Freilich war die Leidenschaft für das Schach kein günstiges Zeichen für die Stimmung seines Gemüthes und seiner Nerven. So lange er noch schwer krank war, 5 bis 6 Jahre früher, spielte er vom Morgen bis zur Mitternacht. Als er nach dem 3. März 1860 abermals trübsinnig geworden war, suchte er wiederum im Schachspiel die Zerstreuung.

Aber 21 Stunden von 24 kann der Mensch unmöglich mit ernster Beschäftigung ausfüllen. Auch ist das Verlangen nach Abwechslung, das man in sich trägt, schwer zu befriedigen, wenn man sich andauernd in seine Zimmer verschließt. So war es auch ihm ein Bedürfniß, den bunten Scenenwechsel der Außenwelt durch irgend etwas in seiner Nähe zu ersetzen. Darum waren seine Zimmer mit allerlei kleinen Nippsachen, Porzellanfiguren, Bizarrerien, Karrikaturen, Schränken, Schreibzeugen und Uhren, die sämmtlich schlugen, angefüllt.

Er hatte ja mehr als jeder Andere Grund sich zu betäuben und zu zerstreuen!

Er schrieb außerordentlich viel. Außer seinem ausgebreiteten Briefwechsel führte er ein regelmäßiges Tagebuch, schrieb Zeitungsartikel, Flugschriften, Bücher, wovon weiter unten die Rede sein wird.

Als ich ihn zu besuchen anfing, fand ich ihn bereits voll lebendiger Theilnahme für die öffentliche Angelegenheit und in einer fast fieberhaft zu nennenden Thätigkeit.

Die politischen Verhältnisse interessirten ihn, wie sich denken läßt, in erster Linie. Ueber die Thatenlust der Centralregierung brach er um so unnachsichtlicher den Stab, je mehr ihm, als Ungar, diese selbst verhaßt war. Und da er in Folge seiner hohen Connexionen auch von den geheimgehaltenen Griffen und Mißgriffen derselben Kenntniß erhielt, so war es von hohem Interesse dem Redestrom seiner Philippiken zu lauschen.

Uebrigens kann kein herzloser Erbe mit größerer Ungeduld auf den Tod des reichen Erblassers warten, als Széchenyi auf den Sturz des Bach-schen Systems. Täglich spähte er die kleinen und großen Begehungs- und Unterlassungssünden desselben aus und registrirte sie eben so pünktlich, wie es der Astronom oder der Wetterprophet mit den Zeichen und Erscheinungen am Himmel thut.

Insbesondere erinnere ich mich, wie er mich eines Tages, als ich bei ihm eintrat, mit der „Wiener Zeitung" in der Hand empfing.

„Da sehen Sie, womit ich mich den ganzen Nachmittag beschäftigt habe," und damit hielt er mir das Blatt hin, auf dem er mit Blaustift die Ueberschrift des ersten Artikels unterstrichen hatte. Es war der Ausweis des Staatshaushaltes vom Jahre 1858.

Nachdem er mit dem Ernste des Fachmannes die Hauptposten desselben recapitulirt und trotz des Schwindens des Silberagios am Schluße des Jahres den verzweifelten Stand unserer Finanzen mit einigen Zügen markirt hatte, brach er in ein Hohngelächter aus:

„Da sehen Sie, wie blödsinnig dieser Bruck und Bach zu Werke gehen! Wer zwingt sie, daß sie jährlich diesen Staatsausweis veröffentlichen? Kein Mensch. Sie regieren absolutistisch und spielen doch mit dem Budgetausweis die Konstitutionellen. Offen decken sie ihre Schäden auf. Wenn sie damit schwiegen, so thäten sie viel klüger. Der Herr Baron Bruck sollte hieher ins Narrenhaus kommen. Hier wäre er an seinem Platze. Wie viel gescheidter war doch Metternich! Der theilte nichts dergleichen mit. Brauchte er Geld — so ließ er die Banknotenpresse arbeiten. Uebrigens werden auch diese Herren bald dahin gekommen sein! — Wenn sie Geld brauchen und nirgends welches bekommen werden — so werden auch sie den Preßbengel in Bewegung setzen."

In gleich kaustisch-satirischer Weise besprach er, manchmal vielleicht befangen, aber immer geistvoll, auch die Wendungen in der äußeren und inneren Politik.

Als sich in Ungarn die ersten Symptome der gegen die Regierung gerichteten thatsächlichen Opposition — in der Nationalkleidung und in der Protestantensache — zu zeigen begannen, stiegen seine Besorgnisse. Er fürchtete, daß die unbedachte Jugend sich an die Spitze der Bewegung stellen und die Führersrolle sich anmaßen könnte. Die Bitterkeit, womit er vor 1848 den Gassenterrorismus bekämpft hatte, erwachte in ihm aufs Neue, als er die Demonstrationen im Nationaltheater erfuhr, die wenn ich nicht irre, in nichts mehr und nichts weniger bestand, als daß das „Szózat" abgesungen wurde und auf den Ruf eines Jünglings Jedermann — selbst in den Logen — aufstehen und den Hymnus bis zu Ende stehend anhören mußte. Es zeigt von seiner großen Weisheit und Voraussicht, daß er Behutsamkeit für nöthig erachtete. Mehr als einmal äußerte er sich, auf das noch herrschende, aber bereits wankende Regierungssystem zielend: „Wir müssen auf unserer Hut sein; der verendende Elefant kann noch tüchtig ausschlagen."

Und wirklich hat er noch tüchtig ausgeschlagen, selbst damals, als man ihn schon für ein Aas hielt.

Es lag ihm sehr viel daran, daß die ungarische Nationaltracht in die Mode käme. Auch in dieser Beziehung waren seine Ansichten ganz praktisch. Er legte das Hauptgewicht auf die Wohlfeilheit, damit auch die Aermeren nicht genöthigt wären, derselben zu entbehren und sie also zur allgemeinen Mode würde. Er wollte das ungarische Kleid einfach und den Schnitt desselben nicht so unabänderlich haben, daß man sich dabei nicht auch nach den Anforderungen der Zeit und der Tagesbeschäftigung richten dürfte. „Wir können nicht Alle Obergespäne sein, nicht Alle mit spanischer Grandezza einherschreiten. Man hat in dieser industriellen Zeit viel herumzulaufen und das nimmt sich in einem so steifen und majestätischen Kostüme, wie es diese Herren tragen" — dabei wies er auf einige Modebilder hin — „drollig genug aus."

Er ließ sich durch T. J. Knöpfe schicken und fand dieselben schön, doch weil sie aus einer onyx- und karniolartigen Composition bestanden, zu theuer. „Man darf kein Luxuskleid daraus machen, sondern wie man es alle Tage brauchen kann — ohnehin sind wir ja Bettler" — fügte er hinzu.

Wie sehr ihm die ungarische Literatur am Herzen lag, ist schon früher erwähnt worden. Er kaufte jedes ungarische Druckwerk und sah es, nach seinem Gehalte, mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit durch.

Vor Allem aber liebte er den „Üstökös" und den „Bolond Miskakalender." Aus dem Ersteren recitirte er unter Anderem mit wahrem Wonnegefühl das Gedicht von Jókay „Der arme Frack" und machte sich dies Vergnügen mehr denn einmal.

Aus dem „Bolond Miskakalender für 1859", der eben erschienen war, las ich ihm den „Schematismus des X. Comitates" vor, welchen, nebenbei gesagt, ich für denselben geschrieben hatte. Der Spaß mit den deutschen und slavischen Namen bezog sich auf die Besetzung aller Aemter mit deutsch-böhmischen Beamten.

„Beamtenstatus im Comitate N."

Comitatsvorstand:	Aerger.	Concipisten.	Przbrzcsek.
Präsident:	Berger.		Krsztìcsek.
Gerichtsräthe:	Hunger.		Záduba.
	Leider.		Hudoba.
Sekretäre:	Kolácsek.		Zahrada.
	Konopácsek.		u. s. w.
	Mlnek.		
	Zafranek.		

Niemals habe ich ihn aus so vollem Halse lachen hören, wie über dieses Namensregister.

Ganz besonders interessirte er sich für das Nationaltheater.

Dagegen sprach er über das deutsche Theaterwesen, wie billig, mit großer Geringschätzung. Die pedantischen Formen der Deutschen, ihr falsches

Pathos, ihre Unbeholfenheit und ihre Armuth an Erfindung verspottete er mit Recht. Doch er ging noch weiter und wollte aus dem Verfall der deutschen Bühnenkunst die geistige Erschöpfung und den Verfall der deutschen Nation überhaupt ableiten. Das hielt ich für Uebertreibung und wies auf die junge Schule der Wissenschaft, der Geschichtsschreibung und Naturforschung hin, die man fast eine Wiedergeburt derselben nennen könnte. Ich erinnerte, daß wir uns so zu sagen erst am Anfang derselben befänden und daß sie der deutschen Literatur eine größere und glänzendere Zukunft und jedenfalls practischere Wirkungen verheiße, als diese je in der Vergangenheit gehabt hat.

Graf Ödön hatte eine Zeitlang einen deutschen Erzieher. Nach dem zu urtheilen, was ich über diesen Mann gehört hatte, mochte er allerdings ein Musterexemplar eines als Pädagog verknöcherten Stubengelehrten sein. Der Graf wußte tausend Anekdoten von ihm zu erzählen und trug die lächerlichen Seiten desselben auf das gesammte deutsche Volk über.

Unter Anderem machte der gelehrte Doctor einmal in Begleitung des Grafen Ödön eine Reise im Ausland. Als sie zurückgekehrt waren, fand der Graf die Reisekosten zu hoch und holte den Doctor über den einen und den andern Posten, die ihm überflüssig oder zu luxuriös erschienen, aus; wogegen der Doctor sich damit vertheidigte, daß, weil er der Reisegefährte eines Grafen Széchenyi gewesen sei, man standesgemäß habe leben müssen. Darüber trieb der alte Herr den Gelehrten noch grausamer in die Enge: „Was nennen Sie standesgemäß, daß Einer mehr essen und trinken und für denselben Gegenstand mehr bezahlen soll, als ein Anderer, weil er ein Graf ist?“ u. s. w.

Ein andermal sagte der Gelehrte mit großer Ehrerbietigkeit: „in einem so hohen Hause“ (nämlich dem des Grafen), worauf dieser entgegnete: „Narrenhaus, nicht hohes Haus!“ was den Mann ganz und gar aus der Fassung brachte.

„Ein unaussprechlich unpractisches und unbeholfenes Volk, diese Deutschen“, sagte Széchenyi oft. „Uebrigens ist das unser Glück, sonst hätten sie uns längst vernichtet!“ Mehr als einmal fügte er zu diesen und ähnlichen antideutschen Philippiken den folgenden frommen Wunsch hinzu: „Gebe Gott, daß die deutschen niemals zu Vernunft kommen!“

Uebrigens neckte er nicht blos gern Diejenigen, denen er sonst herzlich zugethan war, sondern war auch oft sehr bitter gegen dieselben. Im Allgemeinen machte es ihm Vergnügen, Diejenigen zu taquiniren, deren Schwäche er kennen gelernt hatte.

Eines Tages war ich mit einem wegen seiner oppositionellen Haltung damals populären, höheren Geistlichen beim Grafen zu Tische geladen. Der Graf schätzte die ausgezeichneten Eigenschaften des Patrioten sehr hoch und verehrte in ihm einen Kämpen für die Sache des Vaterlandes. Da er aber gehört hatte, daß derselbe im Rufe eines Feinschmeckers stände und den Champagner leidenschaftlich liebe, so nahm er sich vor, ein ganz einfaches

Diner zu geben und als Getränk nur gewöhnlichen Tischwein serviren zu lassen.

Es war interessant, während des Essens das Benehmen des in seinen Erwartungen getäuschten Gastes zu beobachten und später zu hören, wie sehr den Grafen die ganze Szene, deren Opfer freilich auch ich sein sollte, ergötzt hatte.

Der hochwürdige Herr aber ließ seit diesem Diner in seinem früheren Szécsenyi-Cultus sichtlich nach, ohne zu ahnen, daß, was er für Unaufmerksamkeit gegen seine Person hielt, nichts als ein überdachter Scherz, eine Laune des alten Herrn war.

Eine Zeitlang kam eine besondere Gattung Brod auf seine Tafel, wovon meist nur er allein aß, wie es auch für ihn besonders gebacken wurde. Er sagte, es wäre englisches Brod und lobte sehr dessen Güte. Die Eigenthümlichkeit desselben bestand darin, daß es aus Kleie uud gemischtem Mehle bereitet wurde. So viel ich mich entsinne, kam es auch mir schmackhaft vor, entweder weil es englisches Brod war, oder weil der alte Herr es gelobt hatte. Auch an dieses Brod knüpft sich eine Episode, die Dr. Goldberg verzeichnet hat.

Dieses Brodes bediente sich als einer Arznei ein englischer Sprachlehrer, der dasselbe sammt dem die Gebrauchsanweisung enthaltenden Buche dem Grafen gebracht hatte. Der Graf benützte diese Arznei derartig, daß er außer seinen gewöhnlichen Gerichten allabendlich beim Schachspiel auch noch gegen zwei Pfunde dieses schwer verdaulichen Brodes verzehrte, bis er recht ernstlich davon erkrankte. Jetzt erst gab er diese Heilmethode auf, welche er zur Zeit als er noch Hußar war, wahrscheinlich mit weniger Gefahr angewendet hätte.

Wie ich schon erwähnt habe, waren seine Diener eigentlich frühere Anstaltswächter. Weil aber der Graf sie bezahlte und sie auch schon lange in seinem Dienste standen, so hatte in ihrem redlichen Herzen die Anhänglichkeit für ihn tiefe Wurzel geschlagen, den sie in seinem krankhaften Zustande gepflegt und oft gegen ihn selbst in Schutz genommen, der, als er ruhiger wurde, ganze Tage und halbe Nächte, Schach oder Mühle spielend, mit ihnen zubrachte und endlich als er genas, ein manchmal zwar krankhaft launenvoller, aber doch so guter, so edler und freigebiger Herr für sie war.

Der Eine der beiden Diener hieß Sebastian Bichler, der Andere Jakob Brach. Jener war ein im besten Mannesalter stehender Deutscher, von ernstem und würdigem Ansehen. — Dieser hingegen ein kleiner, dicker, ziemlich alberner Böhme, mit einem von Blattern zerrissenen Gesichte, sonst aber ein gutmüthiger Alter.

Diesen Letzteren liebte der Graf ganz besonders und zwar ebensowohl seiner Treue wegen, um deren willen er, der sonst gegen Jedermann so Mißtrauische, ihm mehr als jedem andern vertraute, als auch deshalb, weil der

Mann viele komische Seiten an sich hatte, mit welchen er den Grafen bald ärgerte, bald ergötzte und also in jedem Falle zerstreute. Daß Brach halb taub war, mußte manchmal sehr unangenehm sein, denn entweder hörte oder verstand er nicht, was ihm befohlen wurde; — aber dieser Umstand hatte auch nach des Grafen Auffassung seine gute Seite. Denn obwohl er seiner Redlichkeit vertraute, war er doch manchmal froh, daß er in Gegenwart Brachs reden konnte, ohne daß dieser es hörte.

Die folgende Anekdote hat der Graf selbst erzählt:

Von gewisser Seite wurde Brach unter dem Versprechen einer monatlichen Bezahlung von zwanzig Gulden aufgefordert, die Namen aller Derjenigen aufzuschreiben, die zu seinem G.bieter kämen und überhaupt Alles, was um ihn herum geschähe, anzuzeigen

Der gute Alte gestand in seiner Herzensangst freiwillig dem Grafen, welch' ein Antrag ihm gestellt worden war, und warf sich ihm zu Füßen, als ob er eine schwere Schuld begangen hätte.

„Und was gedenkt Er zu thun?" fragte ihn der Graf.

„O Excellenz, wie können Sie so fragen? Um alle Schätze der Welt würde ich meinen gnädigen Herrn nicht verrathen."

„Er hat doch nicht den Verstand verloren!" entgegnete der Graf, „ein solches Anerbieten zurückzuweisen! Ich fordere vielmehr, daß Er es annehme und ermächtige Ihn, mich zu fragen, wenn Er den Namen eines der Herren, die mich besuchen, nicht weiß; ich werde ihm denselben sagen. Denn, sieht Er, — wenn Er es nicht thut, so werden sich Andere finden und vielleicht Solche, die Gott weiß welche Lügen hinterbringen. Er wird doch wenigstens die Wahrheit sagen und ich habe keinen Grund mich vor der Wahrheit zu fürchten."

Ob Brach diesen Rath befolgt hat? Ich weiß es nicht. Späterer Zeit jedoch erwähnte der Graf öfters, daß Görgen die Namen aller Derer, die ihn besuchten, aufzeichnen ließ.

Den alten Brach charakterisirt noch mehr folgende Anekdote.*)

Nach der berüchtigten Hausdurchsuchung vom 3. März 1860 soupirten wir eines Abends en deux beim Grafen. Er war sehr düster gestimmt, sah überall Schreckbilder und glaubte steif und fest, daß man ihn und Alle, die zu ihm herauszukommen gewohnt waren, noch diese Nacht aufheben würde.

„Aber, gnädiger Herr — sagte ich — dazu ist ja kein Grund vorhanden."

„Mein lieber Freund — gab er mir zur Antwort, heutzutage bedarf es, um Jemanden einzusperren, keinen Grund, nur Gensdarmerie und ein Gefängniß, und an diesen Beiden fehlt es nicht."

Wie gesagt, er war sehr düster. Seine Augenbrauen zogen sich noch dichter als gewöhnlich zusammen und nichts war im Stande, ihn aufzuheitern. Plötzlich brach er in ein Gelächter aus und dies steigerte sich allmälig so sehr,

*) Im „Magyarország" Jahrgang 1861 von M. Falk erzählt.

daß der Graf mehrere Minuten lang kein Wort herauszubringen vermochte. Ich lachte mit ihm, ehe ich noch wußte, weshalb."

„Das Beste, begann er endlich, habe ich noch nicht gesagt. Stellen Sie sich vor: während die löbliche Polizei hier bei mir Alles durcheinander warf, stand dort an der Thür, als ob man ihn angenagelt hätte, der alte Brach, bleich wie der steinerne Gast in Don Juan und zitternd, wie Espenlaub. Als die Komödie zu Ende war, gehe ich auf ihn zu und spreche, von meiner Theilnahme gerührt, zu ihm: „Er ist wohl sehr erschrocken, Brach?" — „Ach ja wohl, mein gnädiger Herr!" — „Er hat am Ende geglaubt, daß man mich ohne Weiteres aufhängen werde?" — „Das nicht." — „Oder wenigstens einsperren?" — „Auch das nicht, Excellenz!" — „Nun, zum Teufel, wovor hat Er sich denn also gefürchtet?" — „Daß man mich einsperren werde!" — „Ihn?" — „Ja, mich gnädiger Herr, denn — stotterte er in die Kniee sinkend — dort im Wandschrank habe ich 25 Gulden in Silbersechsern versteckt und man hat mir gesagt, daß es nicht erlaubt sei, Silbersechser zu verstecken." — „Was meinen Sie — schloß der Graf seine Erzählung — wie viele sogenannte edle Thaten ließen sich auf ähnliche Motive zurückführen, wie die scheinbar ängstliche Theilnahme meines armen Bedienten?"

An einem Herbstmorgen des Jahres 1859 tritt der alte Brach ein und meldet dem Grafen, daß ein Soldat draußen stände, der bei Sr. Excellenz vorgelassen werden wolle.

Der Graf sinnt nach, wer es sein könne? Dann fragt er Brach: „Hat er seinen Namen nicht genannt?"

„Das hat er, ja. Ich sollte nur sagen: der Joseph."

„Széchenyi glaubt, es möchte irgend ein Diener aus alter Zeit sein, der mit seinem menschenfreundlichen Besuch die arriere-pensée einer bescheidenen Bettelei verknüpft.

„In Gottes Namen — führe Er ihn herein." Die Thür geht auf und — Se. k. k. Hoheit, der Erzherzog Joseph, der Sohn unseres verewigten Palatins, tritt ein.

Der alte Herr war tief bewegt. Er hatte den Erzherzog als kleines Kind gekannt und ihn mehr als einmal auf seinen Knieen reiten lassen und „Du" zu ihm gesagt.

Natürlich redete er den in tiefster Ehrerbietung empfangenen Gast jetzt mit dem Titel „kaiserliche königliche Hoheit" an. Dieser aber wies Solches auf das Entschiedenste zurück und bat, daß er noch wie in alter Zeit „Du" zu ihm sagen möchte.

Herzliche Umarmungen machten der zartsinnigen Begegnung ein Ende. Sie sahen sich niemals wieder.

Wem gereicht dieser, von nicht alltäglichem Herzensadel zeugende Besuch und die Art, wie er ausgeführt wurde, zur größeren Ehre?

Honor est honorantis, non honorati. Dieser Besuch war ein Lichtpunkt in den letzten Tagen Széchenyi's, ein zwar vergänglicher, aber wohlthuender Balsam für seine Wunden.

Er wußte viele Anekdoten vom „alten Palatin" zu erzählen, die diesen als einen Staatsmann von tiefster Einsicht und vom herzlichsten Wohlwollen gegen die ungarische Nation charakterisiren. Er erzählte auch Vieles von Metternich, für den hinwieder der Palatin keine sonderliche Sympathie hatte; Vieles überdies von seiner eigenen Beziehung zu Metternich, dessen Gunst er sich vornehmlich durch einen diplomatischen Coup — nicht aber durch die Loyalität und Gemeinnützigkeit seiner Pläne gesichert hatte.

Bekanntlich liebte Metternich Anekdoten zu erzählen. Je älter er wurde, um so öfter begegnete es ihm, daß er dieselben Anekdoten wiederholt zum Besten gab, so daß Niemand in seiner Umgebung mehr darauf achtete. Széchenyi dagegen hörte die verbrauchten Stücke aus dem Meidinger stets mit größter Hingebung bis ans Ende an und gewann dadurch das Herz des eitlen großen Herrn. — Von der Gewandtheit Metternichs und von dessen vorurtheilsfreier Haltung gegenüber unserer Nation sprach er mit aller Anerkennung; aber die in manchen alt-konservativen Kreisen traditionell gewordene abgöttische Verehrung desselben theilte er keineswegs. Er war geneigt, ihn als einen Staatsmann anzusehen, der sich vom frivolen Junker durch die Gunst der Umstände zur Höhe emporgeschwungen hatte, dem es aber an jedem ernsten und erhabenen Strebeziel fehlte und der deshalb trotz seiner langen doktrinären Erörterungen doch nur von einem Tag zum andern fortschwindelte, dabei aber alles Ernstes glaubte, daß seit 1815 er allein und ausschließlich Alles in Europa schlichte und richte, während in der Wirklichkeit Rußland auf dem Kontinent gebot. Im Vergleiche mit Rußland oder diesem gegenüber, war Metternich vollkommen machtlos.

(Wie bekannt, theilen und motiviren auch die neuesten Geschichtsschreiber diese Auffassung. So unter Andern Springer in seiner „Geschichte Oesterreichs".)

Széchenyi war nicht der Mann sentimentaler Herzensergüße. Doch in dem Maße, als unsere gegenseitige Bekanntschaft Fortschritte machte, ließ er es mich merken, daß ich in seiner Werthschätzung stieg. Vom Dankgefühl durchdrungen, erkannte ich dies daraus, daß er mich allmälig in seinen Familienkreis hineinzog, was Jeder, dem es widerfuhr, als eine Auszeichnung ansehen konnte, weil es nicht leicht zu erringen war.

Es war interessant zu sehen, wie er die Verwaltung seines großen Vermögens leitete. Seine Beamten erstatteten ihm Bericht. Er sah die Rechnungen durch. Er ordnete an, traf Verfügungen und wies jedem seine Arbeit zu, oft auch seinen Söhnen, damit sie sich die nöthigen Kenntnisse erwürben. Vornehmlich hielt er es so mit seinem Ziehsohne, dem Grafen Geiza Zichy, der seine rechte Hand, sein Sekretär, sein Freund und Pfleger und der Blitzableiter war, wenn das Gewitter seiner üblen Laune drohend emporstieg, von dessen Herzensgüte und Charakterreinheit er in seiner Abwesenheit mit überfließender Anerkennung und Werthschätzung redete und den er hinwieder, wenn dieser gegenwärtig war, mit Witzeleien, Späßen, aber auch mit verletzenden Capricen ärger denn jeden Andern quälte. Diese Capricen des leber-

und nierenkranken alten Herrn waren leicht zu erklären, konnten aber nur von seinen wärmsten Anhängern oder von einem so liebe- und hingebungsvollen Verwandten, wie Geiza Zichy, ertragen werden.

Es war ergreifend, die Stimmung und das Verhältniß, darin er zu seinem ältesten Sohne stand, zu beobachten.

Die zarteste, besorgnißvollste Vaterliebe war bei ihm mit scheinbarer Kälte gepaart; Güte und Klugheit, Wohlwollen und strenges Urtheil in jener richtigen Mischung, die bei einem Vater wünschenswerth erscheint. Mit welcher Achtung sprach er von ihm, wenn er abwesend war; wie verrieth sich da sein väterlicher Stolz über den wohlgerathenen Sohn; wie würdigte er seine schönen Eigenschaften; wie viel hoffte er für seine Zukunft von seinem hellen Verstande! Stand aber der Sohn persönlich vor ihm — so erschien er in echt ungarischer Weise als ein väterlicher Tyrann, der Huldigung forderte, welche ihm die unbegrenzte kindliche Ehrfurcht ohnehin nicht verweigert hätte. Oft ließ er ihn auch seine Satyre empfinden und gab sich die Miene, als ob er keinen sonderlichen Werth auf ihn setzte.

Das war nun einmal seine Manier.

Graf Ödön war damals noch sehr jung; doch auch an ihm lobte er stets das gute Herz und den natürlichen Verstand.

Einmal war davon die Rede, daß Graf Béla nach Afrika auf die Löwenjagd zu gehen wünsche.

Mehr bedurfte es nicht, daß sich der Hohn des alten Herrn wie ein Platzregen ergoß. „Was willst Du damit? Suchst du einen Ruhm darin, Löwen zu schießen? Wie viel blasirte Touristen und Abenteurer haben schon ganze Haufen von Löwen geschossen. Auch sehe ich gar nicht ein, was daran Schönes sein soll, dieses edle Thier auszurotten. Dann giebt es auch schon genug berühmte Löwentödter. Willst Du Gérard, den tue-lion übertreffen? Ist das der eines Széchenyi's würdige Ehrgeiz, das Geschlecht der Löwen auszurotten?“ Dies und mehr dergleichen brach über den armen Béla los.

Im Grunde aber konnte man auch unter dem Deckmantel der Satyre die Besorgniß des Vaters um den Sohn, der gegen Löwen ausziehen wollte, erkennen und daß ihm der Muth desselben eigentlich doch gefiel. Und dem darüber geführten Streite machte endlich der Ausspruch ein Ende: „Nun, gehe meinethalben; es ist eine männliche Unterhaltung und kann eine Zeit lang nicht schaden. Nur bilde Dir nicht ein, daß Du nichts Größeres im Leben zu thun haben wirst und daß die muthigste That des Mannes darin bestehe — Löwen zu schießen.“

Doch das schönste und wahrlich ideale Verhältniß bestand zwischen ihm und seiner Gattin. Niemand wirkte so wohlthuend und beruhigend auf sein Gemüth ein, als diese engelsgute und auch im späteren Alter noch bezaubernde Frau, die, nachdem in dem Gemüthszustande des Grafen eine bessere Wendung eingetreten war, so oft zu dem Grafen hinauskam, als er es zu wünschen schien.

An einem Sonntag wurde sie zum Mittagsessen erwartet. Wir waren, Einige an der Zahl, früher gekommen und unterhielten uns in heiterer Weise mit dem Grafen. Doch je näher die Stunde herbeirückte, zu welcher die Gräfin erscheinen sollte, um so zerstreuter und unruhiger wurde der Graf. Fort-

während trat er an das Fenster, durch welches man auf den Park und den gewundenen Fahrweg hinaussah. Im Augenblick, als die Kutsche sichtbar wurde, setzte der Graf rasch die Kappe auf, eilte aus dem Zimmer und die Treppe hinunter — wohin er sonst niemals kam, öffnete den Kutschenschlag, schloß seine Gattin in die Arme und führte sie kindisch froh hinein.

Wie zart und aufmerksam war er für sie, wie gesprächig und scherzhaft! Wie heiter verfloß das Mittagsmahl, wie gemüthlich nach demselben die Causerie beim schwarzen Kaffee im kleinen Salon und welch eine festliche Stimmung beherrschte den ganzen Nachmittag!

Nur leise flüsternd verrieth bisweilen die glücklich-unglückliche Gräfin ihre geheimste, süßeste, so oft getäuschte, aber doch nie aufgegebene Hoffnung: „Nichtwahr, mein Mann wird doch einmal von hier herauskommen und nach Hause zurückkehren? Was glauben Sie?" Man hätte ein Herz von Stein haben müssen, um zu sagen: „Ich glaube nicht!" Ich habe es auch nicht gesagt.

Aber vor dem Grafen hievon zu reden, hätte Niemand um die ganze Welt gewagt. Seine fixe Idee, die man nicht auf das Leiseste berühren durfte, war: daß er lebend dies Haus nicht mehr verlassen werde! — War es eine fixe Idee? Oder ein Gelübde? Oder eine Ahnung?

Doch wie erfinderisch war zarte Verwandtenliebe in allerhand kleiner List, um ihn vor der Hand nur in den Garten hinauszulocken, damit er sich an die Luft, an das Freie gewöhnte und in ihm das Verlangen erwachte, sich ins Freie zu begeben, vielleicht nach Hause, vielleicht nach Zinkendorf!

Der Graf hatte immer ein Interesse für Alles, was in das Gebiet der leiblichen Uebung und Abhärtung, kurz, der Gymnastik gehört. Zudem liebte er den Scherz, besonders wenn dieser mit einer Wette gewürzt war. So wettete also Graf Rudolf Zichy mit ihm, daß er 18 Fuß weit springen würde. (Er sprang 17 Fuß und einen Zoll.)

Den alten Herrn, der über einen andern jungen Graf beständig Witze machte — „Du bist der kühnste Mensch, den ich kenne; mit solchen dünnen Beinen auf der Straße herum zu gehen, ist eine wahre Tollkühnheit," so lautete in der Regel sein Refrain — interessirte der Spaß dermaßen, daß er einige Dukaten als Preis für den Sieger aussetzte. Die Stelle, wo man springen sollte, wurde aufgegraben und mit Sand bestreut und alle Anstalten mit großem Ernste betrieben.

Ich selbst habe diesen Spaß erst mehrere Tage später erzählen gehört; daher halte ich es für zweckmäßig, Dr. Gußmann als Augenzeugen anzuführen, der mit einigen Zeilen die ganze Scene unübertrefflich beleuchtet hat.

„Tag und Stunde waren herbeigekommen und die Brüder erschienen. Der alte Graf zeigte eine ungewöhnliche heitere Miene. Die Fenster wurden geöffnet. Die jungen Grafen aber meinten, es böte mehr Interesse, das Springen ganz in der Nähe mitanzusehen. Die Thür des Korridors that sich auf und der Graf stieg in heiterster Stimmung die Treppe hinab und trat vom Hause heraus auf den Kampfplatz. Hier stand er mit gekreuzten Armen zum erstenmal unter freiem Himmel, indem er sich an der Elasticität der bei-

den jungen Grafen ergötzte. Bald aber senkte sich der alte unerquickliche Ernst wieder auf seine Gesichtszüge. Scheu blickte er hin und her und schien über den gethanen Schritt mißmuthig nachzudenken. Eilig trat er den Rückzug an und bewegt blickte ich ihm nach. War es die Natur, die unter dem ungewohnten Eindruck des veränderten Schauplatzes dies krankhafte Symptom bei ihm hervorrief, oder die vorwurfsvolle Erinnerung an ein geheimes Gelübde, oder beides vereint?"

Noch ein anderes Mal kam der Graf in den Garten hinab. Er hatte gehört, daß das Baden in dem nahe bei Zinkendorf liegenden Neusiedlersee aus dem Grunde unangenehm wäre, weil zwischen dem früheren Ufer und dem zurückgetretenen Wasser sich eine weite Sandfläche gebildet hätte, und dachte sich das Modell eines Badewagens aus, welches er auch anfertigen ließ und zu dessen Besichtigung er hinabging. Er prüfte dasselbe sorgfältig und schlug auch eine oder die andere Verbesserung vor, stieg aber trotz des herrlichsten Wetters gleich wieder in das Zimmer hinauf.

Nach diesen beiden Versuchen schien wenig Grund zur Hoffnung vorhanden, daß der Graf sein selbstgewähltes Gefängniß so bald verlassen würde.

Auch schien er dazu nicht die geringste Sehnsucht zu verspüren. Weder die Reize der Natur, noch die Freuden, welche ihm der Verkehr mit der Außenwelt verhieß, schienen eine Zugkraft auf ihn auszuüben. Er hatte sich das Leben in seiner Wohnung ganz heimisch eingerichtet. Hier concentrirte sich für ihn die Welt. Hier kamen die Familienglieder, die Freunde, die Verehrer zusammen. Die Apartements waren mit dem größten Comfort ausgestattet und an frischer Luft fehlte es nicht, dazu brauchte er nur das Fenster zu öffnen. Oft, wenn davon die Rede war, warum der Graf nicht in den Garten oder ins Freie hinausgehe, antwortete er halb ernsthaft halb mit bitterem Hohne: „Die Natur ist viel zu schön, als daß ich zu ihr paßte."

Eines Abends fand ich den alten Herrn allein und bei überaus guter Laune. Wir plauderten gemüthlich über dies und das, mischten auch die Tagespolitik in unser Gespräch und gedachten der unter der haute volée cursirenden Gerüchte, denen zufolge Bach in den nächsten Tagen zurücktreten und Windischgrätz zum Ministerpräsidenten ernannt werden sollte — wie man dies gegen das Ende des Jahres 1858 in den aristokratischen Kreisen für eine ausgemachte Sache hielt.

Jetzt nahm er seinen Csákány in die Hand, blies einen lustigen Csárdás darauf und machte mit schlarfenden Füßen einige Pas dazu. Diese Scene rief einen besondern Eindruck in mir hervor. Unwillkührlich wurde ich traurig gestimmt. War das wirklich Stefan Széchenyi, der die bunte Kappe auf dem Kopf, im Gewande eines türkischen Sultans, Flöte blasend vor mir tanzt? — War es nicht vielmehr das biblische Bild König Davids, wie er vor der Bundeslade tanzt? — Bald wieder schwebte die Tragödie des Königs Lear mit dem greisen Bart vor meiner bewegten Phantasie.

Doch siehe, mein Lear setzte sich wieder nach einigen Augenblicken nie-

der und begann über die Probleme der politischen und socialen Philosophie so geistvoll und weise zu verhandeln, daß es eine wahre Wonne war, ihm zuzuhören und Niemand hätte geglaubt, einen gemüthskranken Mann vor sich zu haben, dem das Asyl ein Bedürfniß war, in welchem er sich vor der Welt verborgen hielt.

Da die vaterländischen Angelegenheiten in der Regel den Gegenstand der Unterhaltung bei dem Grafen bildeten, so konnte es nicht fehlen, daß von Zeit zu Zeit auch die Ereignisse vor 1848 zur Sprache kamen.

Bei solchen Anlässen war es ebenso interessant, als erfreulich wahrzunehmen, wie unbefangen er über die Vergangenheit, in welcher er selbst eine Hauptrolle gespielt hatte, zu urtheilen pflegte.

Er gedachte zwar des einen und des andern Parteikampfes, aber mit vollkommener Objectivität und mit einer Ruhe, als ob er die Geschichte des fernen Afghanistan vortrüge.

Und was besonders wohlthuend berührte: wenn er von Kossuth sprach, so bediente er sich nie eines geringschätzigen oder bittern Wortes. Der Untergang des Landes und der Schmerz darüber hatte in seiner Seele jeglichen Mißton versöhnt und ausgeglichen.

Eine andere seiner Eigenschaften mußte noch mehr zur Verehrung gegen ihn erwecken.

Er sprach nicht selten von seinen großen Plänen und welcherlei List und Kunstgriffe er habe anwenden müssen, dieses oder jenes Unternehmen auszuführen; wie er bei mancher scheinbar frivolen oder nur finanziell praktischen Schöpfung ein höheres ideales Ziel im Auge gehabt, so bei der Kettenbrücke die Abschaffung der Steuerfreiheit des Adels, — weshalb auch der Bischof Szepessy in steter Angst war, Széchenyi könnte bald überall im Lande Kettenbrücken bauen, nur um die Edelleute an das Steuerzahlen zu gewöhnen; und wie er seine scheinbar geringfügigen Unternehmungen in dem großen Plan, der ihm klar vor der Seele stand, eingeflochten habe: die Nation in ihrer bürgerlichen Entwickelung zu fördern.

Aber nie fiel es ihm ein, sich selbst zu rühmen. Er sprach von allen diesen Dingen und natürlich auch von seinen Thaten: aber ohne die geringste Eitelkeit. Was er ausgeführt hatte, davon redete er in eine Weise, als ob eben nur er und kein Anderer es hätte ausführen müssen. Ein Verdienst setzte er nicht darein. Auch forderte er die Zuhörer nicht heraus, etwa in Lobeserhebungen über ihn auszubrechen. Ich glaube, er würde dergleichen mit äußerster Gleichgültigkeit, ja vielleicht mit Verachtung aufgenommen haben.

In solchen Augenblicken erschien er in seiner ganzen Seelengröße, aber auch in seinem aristokratischen Charakter. Weshalb hätte er sich rühmen sollen? Was er für das Vaterland gethan, das hatte er für sich selber gethan; er faßte die Sache so auf, als ob er seine eigenen Güter investirt hätte. Das Vaterland war das seinige. Er sah sich nicht blos für ein Glied der Nation, sondern gewissermaßen als deren Familienoberhaupt an.

Und das zwar mit ziemlich absolutistischen Ansprüchen. Denn er sah es nicht gern, wenn auch Andere sich in seine Angelegenheiten mischten.

So beiläufig war die Gemüthsstimmung Széchenyi's. Daraus erklärt es sich, daß er seine Person ganz und gar mit der Nation identifizirte, so daß seine Individualität völlig in seinem Stamme aufging. Daher jene tiefgewurzelte Liebe zum Lande und zur Nation, wie ich dergleichen bei keinem Andern, selbst unter unsern hervorragenden und begeisterten Patrioten gefunden habe. Diese Liebe war bei ihm so innig mit der Selbstliebe verwachsen, daß die eine von der andern nicht getrennt werden konnte.

Er war ein organischer Theil am Leibe der Nation. Wenn man diese am kleinen Finger verletzte, so empfand er den Schmerz bis ins tiefste Mark hinein. Was er gelitten haben mag, als man in den Tagen des Zornes und der Rache die Nation mit Füßen trat, das weiß Gott allein.

Nichts gibt ein treueres Bild seines gesammten Seelenzustandes, als jener schmerzliche Ausruf bei seinem ersten Wahnsinnsanfalle: „O mein in Rauch aufgegangenes Leben!"

Der große Philosoph Fichte sagt: „Wir haben alles Große und Edle im Menschen darauf zurückgeführt, daß er seine Person in der Gattung verliere und an die Sache dieser Gattung sein Leben setze, für sie arbeite, dulde und sich opfernd sterbe."

Ohne Zweifel besteht hierin und in nichts sonst die menschliche Größe — und das ist's, was Széchenyi den Stempel „des großen Mannes" aufprägt.

Er war ein kranker, alter Mann in Döbling, aber den Stempel des „großen Mannes" ließ ihm die gütige Gottheit zum Lohne für seine zahlreichen Verdienste.

Aber das Bewußtsein seiner Größe schien ihm zu fehlen. Er war einfach das, was er war, ohne alle Eitelkeit und Selbstüberhebung. Im Gegentheile gab er sich der schmerzlichen Ahnung hin, daß er nicht mehr der alte Széchenyi sei. Oft erwähnte er, mit leicht verständlicher Anspielung auf sich selbst, wie schrecklich es sei, „sich selbst zu überleben."

Doch er hatte auch seine schwachen Stunden, in denen er, trotz seines Lebensüberdrusses, sich in der Selbsttäuschung gefiel, daß er, ob auch alt, gleichwohl noch ein kräftiger Mann sei, der mit Recht und Fug sich an's Leben klammere. Er hatte einst eine kleine Gesellschaft zum Diner bei sich. Nach dem Essen kam unter den Tagesbegebenheiten die Rede auf den in einem Hamburger Blatte erschienenen Bericht über eine zu Miskolcz abgehaltene protestantische Kirchenversammlung. Man las denselben vor und es standen unter anderm darin die Worte: „Der greise Baron Vay." Darüber fuhr der Graf leidenschaftlich in die Höhe und rief, mit der Faust auf den Tisch schlagend, aus: „Welche unzarte und unhöfliche Menschen sind doch diese Deutschen! Was geht sie das greise Haar Vay's an? Der Baron ist vielleicht jünger als ich, aber ohne Zweifel dürfen wir behaupten — an Geisteskraft können wir Beide es mit jedem Jüngeren aufnehmen! Wenn man in England von Wellington sprach, der um Vieles älter war, als wir, so nannte ihn Niemand den greisen Herzog, sondern trotz seines hohen Alters hieß er doch immer „der eiserne Herzog." Lange konnte sich der

Graf von diesem Thema nicht trennen und aus jedem seiner Worte ging hervor, daß er nicht alt sein wollte. Allein derlei muntere Laune war bei ihm eine Seltenheit; bald fiel er wieder dem düstern Bewußtsein, das ihn sonst beherrschte, anheim, daß „er sich überlebt habe."

Ja wohl, er hatte sich überlebt. Aber wie klar und weit der Blick seiner, man möchte sagen profetischen Seele war, das kann ich erst jetzt recht würdigen, wenn ich mir Alles zurückrufe, was er gesprochen hat und es mit dem in Verbindung bringe, was seither in Oesterreich und bei uns im Vaterlande geschehen ist.

Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß der schmähliche Sturz des Bach'schen Systems sich früher oder später als eine Nothwendigkeit erweisen werde, wenn schon im Verhältniß zu seiner Ungeduld dies Ereigniß sich nur langsam entwickelt hat; aber eins beunruhigte ihn Tag und Nacht, wie aus den entsetzlichen Wirren, die dann nothwendig eintreten würden, Ungarn herauskommen werde? Wird die staatsrechtliche Stellung der Nation und das alte Ungarn zu retten sein? Und wird, wenn im besten Falle ein Föderativ-System für die verschiedenen Nationalitäten angenommen würde, Ungarn nicht als solches darin untergehen? Derlei auf die Zukunft gerichtete Gedanken beschäftigten ihn in der Tiefe seiner Seele und boten dieser wenig Trost und Erheiterung.

Aber auch die Begebenheiten der Gegenwart nahmen ihn in Anspruch. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er am Ende des Jahres 1858 die Ereignisse in Italien, wie sie den Fäden im Netze der Spinne gleich sich immer vollständiger entwickelten; aber das erste Viertel des Jahres 1859 brachte ihm große, doch heilsame Aufregung. Er sah deutlich und lange voraus, was kommen würde. Das beweisen folgende Zeilen des am 28. April an mich gerichteten Briefes: „Ich vermuthe, daß unsere hohen Herren sehr nahe daran sind, irgend ein unaussprechliches Fiasco zu machen. Gebe es Gott!"

An demselben 28. April 1859 erschien in der ämtlichen Zeitung die Anzeige, daß die österreichische Armee den Befehl erhalten habe, die Gränze Piemonts zu überschreiten, ein Ereigniß, das in der Nummer vom 29. April auch in einem patriotischen Gedichte freilich von einem k. k. Sectionsrath, besungen wurde.

In einem Briefe von diesem Tage bemerkt er: „Auf die Pfefferbrühe vom 28. würde Talleyrand sagen: c'est le commencement de la fin! Ich aber höre unaufhörlich die alten wohlbekannten Zeilen in meinen Ohren klingen:

„Du sublime au ridicule il n'ya qu'un pas."
„God bless You, mi dear sir. —"

Je mehr sich die italienischen Angelegenheiten verwickelten, um so höher stieg die gute Laune des alten Herrn. Man könnte sagen — wenn man einen trivialen Ausdruck gebrauchen wollte — er habe in die Faust gelacht, als er sah, wie die damalige Regierung dem Abgrund, den sie selbst erschlossen hatte, zustürzte.

Unter Anderem schickte ich ihm eine Brochure, die damals vielen Lärm machte und den berühmten Naturforscher, officiell aber als Materialist und

Demagog verschrienen Carl Vogt zum Verfasser hatte, worin das Vorgehen der österreichischen Regierung unter den italienischen Wirren arg mitgenommen wird. Es war eine Schmähschrift voll harter Anklagen und wurde später, nachdem sie bereits von aller Welt gelesen worden more solito von der weisen Polizei streng verboten.

Bei dieser Gelegenheit schreibt der alte Herr in rosiger Laune:

„9. Mai 1859.

Lieber Herr Inspektor!

„Die Rechnungen, *) welche sie eingesandt haben, befinden sich eben in meinen Händen.

„Besonders der fogd, **) ist ein tüchtiger Rechenmeister. Ein rechter fogd meg. ***) Nur sprechen freilich die Deutschen den Namen anders aus. Die Guten zeichnen sich durch subtile Distinctionen aus und sprechen in der Regel das f wie v und das d wie t.

„Ich würde Ihnen großen Dank wissen, wenn sie mir alle bisherigen Rechnungen dieses wackern fogd meg kommen ließen. Von ihm gilt, was der Ungar sagt, wenn er Jemand loben will! Kutya az anya! (Ein Hund ist seine Mutter.)

„Ich weiß, daß sie gleich mir Eins hoffen: „„daß die gute Sache siege!““

„Es war unmöglich, die Anmaßungen Napoleons länger zu ertragen. — Aber jetzt zweifle ich nicht, daß er seinen Theil bekommen wird.

„Gott erhalte Sie. St. Sz.“

Welch eine köstliche Satyre auf die Stimmung, wie sie damals — ein anticipirter Siegesrausch — die Wiener Blätter und die offiziellen Kreise beherrschte; während das große Publikum und die Völker Oesterreichs, sowie die bestgesinnten Bürger im Grunde ihrer Seele dem Feinde den Sieg wünschten und darauf hofften, weil sie wußten, daß dies allein im Stande wäre, das herrschende unvernünftige Regierungssystem zu stürzen.

Der pathologische Grund- und Charakterzug, zugleich die Quelle seines Leidens, war die Vaterlandsliebe. — Im Vaterlande verlor er sich; in der Idee und in den Interessen des Vaterlandes ging sein Ich vollständig auf. Seine momentane Stimmung — in so fern sie nicht von körperlichen Leiden bedingt war — hing einzig davon ab, ob günstige Nachrichten in Bezug auf Ungarn, auf eine bessere Wendung der Dinge und den baldigen Sturz des „Systems“ eingegangen waren. War dies der Fall, so erschien sein ganzes Nervensystem elektrisirt. Nicht nur seine Seele ward erheitert und erschloß sich, wie sich der Blüthenkelch dem Sonnenstrahle erschließt: auch sein

*) Bücher. **) fange, halt, imp. ***) Packan, Haltfest, Fanghund.

Körper schien stärker geworden. Er richtete sich empor und sprach mit vollem Gewichte. Er fühlte sich wieder als Stephan Széchenyi.

Wir gingen zur Tafel und die Conversation verlor den satyrischen Anstrich nnd wurde mehr eine gemüthliche. Scherze und Allotrien wechselten miteinander ab; auch wurde manches Glas Champagner geleert. Er trank natürlich kaum zwei halbe Gläser, auf das Vaterland, auf bessere Zeiten anstoßend. Bei solcher Gelegenheit, wenn es von allen Seiten Anekdoten, Witze, Thorheiten regnete und manchmal wohl auch ein schlüpfriges Geschichtchen mit unterlief, bemerkte er mehr als einmal: „Nun seht, wenn uns jetzt die Polizei überraschte, so würde sie sich bald überzeugen, wie unschuldig wir die Zeit todtschlagen und von aller Conspiration weit entfernt sind."

Dagegen kam es nicht selten vor, wenn wir uns zum Souper niedersetzten, die Grafen Béla, Ödön und Geiza Zichy — in den letzten Monaten bisweilen auch Maximilian Falk und ein paar vom Lande hereingekommene gute Bekannte — daß der alte Herr in düsterer Stimmung sagte: „Heute, lieben Freunde, kriegt Ihr nur Bier, der Himmel des Vaterlandes hat sich umzogen, es giebt nichts, worauf wir anstoßen könnten."

Ueberhaupt schritt seine Genesung im Jahre 1859 sichtlich vorwärts. Der italienische Feldzug ließ die Fehler der zehn Jahre lang befolgten Regierung handgreiflich erscheinen. Das „eiserne System" fing in allen seinen Fugen zu krachen an, die Klammern, die es zusammengehalten hatten, ließen nach. Die Hoffnung einer Wendung dämmerte auf. Die Besuche angesehener Männer bei Széchenyi wurden häufiger. Graf Rechberg, das sichtbare Haupt des Kabinets, Herr Schmerling, der Ministerkandidat der Opposition, hielt es nicht für unpassend den alten Staatsmann im Narrenhause aufzusuchen. Diners von politischer Färbung folgten auf einander.

Hier machte ich die Bekanntschaft so manches Patrioten, der in der Vergangenheit geglänzt hatte und auch heute noch glänzt. Vergangenheit, Gegenwart und auch die etwaige Gestaltung der Zukunft wurden verhandelt. Was Andere thun sollten, da wir noch nicht in der Lage sind, Vieles zu thun? Was wir Ungarn thun können und sollen, wenn einmal die Stunde schlägt? . . . Die Grundgedanken einer loyalen, nüchternen, versöhnenden Politik waren es, die hier festgestellt wurden, Gedanken, die auch heute noch von der Nation und dem Throne heilig gehalten werden müssen, wenn die frühere Wohlfahrt und Zufriedenheit einkehren und gegenseitiges Vertrauen die Beziehungen duechdringen und die österreichische Monarchie aufs Neue zur vollen Macht erheben soll.

Der große nnd edle Mann ist seitdem in die Gruft hinabgestiegen. Der Sieg seiner Politik, auf den er so ungeduldig harrte und dessen Eintritt abzuwarten er die Kraft nicht mehr besaß, bleibt noch immer aus. Aber an den Geburtswehen der neuen Aera hat er noch Theil genommen, er ward in dieselben hineingeschleudert und ist ihr Opfer geworden.

Welchen Antheil Széchenyi dabei hatte, daß dieser Zeitraum näher herbeirückte und wie ihn diese seine Theilnahme fatumartig vor der Schlußkatastrophe dahinraffte — dies kurz zu erzählen wird die Aufgabe der beiden nächsten Hauptstücke sein.

4.

Széchenyi's schriftstellerische und politische Thätigkeit in Döbling. Das „gelbe Buch“ und andere Flugschriften. Erste Idee zum verstärkten Reichsrath.

Die Tage Széchenyi's dauerten lang, denn er schlief wenig. Es war demnach ein Lebensbedürfniß für ihn, thätig zu sein. Wer sich aber in seine Zimmer abschließt, dessen Wirkungskreis kann kein vielseitiger sein. Die dem Schachspiel gewidmeten Abend-Stunden abgerechnet, füllte Széchenyi seine besuchsfreie Zeit in der Regel mit Schreiben und Lesen aus.

Vieles schrieb er so zu sagen nur für sich. In dem regelmäßig geführten „Tagebuche“ zeichnete er nicht blos seine augenblicklichen Gedanken und Gefühle, sondern auch die geringsten Tagesereignisse auf. Auch war sein Briefwechsel sehr ausgedehnt.

Ferner schrieb er viel in ausländische, besonders englische Zeitungen, namentlich in die „Times“. Zwar erschienen nicht alle Briefe, die er an die Redaction einsandte; aber auch die nicht erschienenen waren nicht vergebens geschrieben, denn sie machten den Verfasser der Leitartikel in der betreffenden Rubrik mit der wahren Beschaffenheit des zwischen Ungarn und der österreichischen Regierung obschwebenden Zerwürfnisses bekannt — und weckten Ideen, deren Spuren sich in den vortrefflichen Artikeln, welche das Weltblatt über unser Vaterland brachte, entdecken ließen.

Natürlich war der Tag, an welchem die „Times“ einen Artikel des alten Herrn brachte, für diesen ein wahrer Freudentag.

Doch concentrirte sich bei ihm die Thätigkeit nahezu eines ganzen Jahres in e i n e m Werke, das bald darauf sehr berühmt, für den Verfasser aber verhängnißvoll geworden ist. Sollen wir hievon sprechen, so müssen wir auf frühere Geschehnisse zurückgehen.

Es ist bekannt, daß gelegentlich der Ungarnreise Sr. Majestät im Jahre 1857 eine mit den angesehenen und ehrbaren Namen von hundert und einigen, verschiedenen Ständen angehörigen Landesbürgern bedeckte P e t i t i o n dem Monarchen hätte überreicht werden sollen; allein die mächtigen Männer des „Systems“ fühlten das Gewicht des ihnen zugedachten Schlages und — wußten die Uebergabe der Bittschrift zu hintertreiben.

Doch, wenn dieselbe auch nicht förmlich übergeben wurde, so blieb deren Inhalt betreffenden Orts doch kein Geheimniß, ja sie muß sogar einige Wirkung hervorgebracht haben — denn Baron B a ch erachtete es für geeig-

net, eine indirecte Antwort darauf zu ertheilen, indem er in einer offiziellen Brochure eine motivirte Apologie der großartigen Resultate seines Regimentes in Ungarn erscheinen ließ.

So wurde im Herbst 1857 die berühmte Brochüre unter dem Titel: „Rückblicke auf die jüngste Entwickelung Ungarns. 1857." in die Welt gesetzt, die von einem Ministerialrath verfaßt, sich des Glückes erfreute, daß Se. Excellenz, der Minister des Innern sie mit eigener hohen Hand zu corrigiren und mit attischem Salze zu würzen geruhte.

Das Schicksal dieser Flugschrift war ein ganz wunderliches: sie wurde gedruckt, aber als Geheimniß verwahrt. Außer den allerhöchsten Kreisen, sollten nur hohe Beamte und Gutgesinnte von ausgesuchter Treue damit betheiligt werden. Aber die Letzteren waren ja ohnehin von der Vortrefflichkeit eines Systemes überzeugt, dem sie selbst ein Einkommen von 6 bis 8000 Gulden, ihre Söhne und Schwiegersöhne dagegen Anstellungen als Statthaltereiräthe, Oberstuhlrichter, Comitatsärzte und Assessoren verdankten, wozu sie in Ansehung ihrer Befähigung niemals unter dem Himmel auch nur den geringsten Anspruch gehabt hätten.

Diese brauchte man über die heilsame Beschaffenheit des Bachsystems erst nicht zu capacitiren. Aber jene mehr oder weniger verdächtigen Leute, denen obige Ueberzeugung beizubringen ebenso nöthig, als schwer gewesen wäre, hätten um vieles Gold die Brochure nicht zu Gesichte bekommen, denn sie kam nicht in den Buchhandel.

Wenn also nicht für die Oeffentlichkeit, für wen war sie denn eigentlich bestimmt?

Es ist klar, daß der Verfasser dieselbe, wenn sie erst am gehörigen Orte die gehörige Wirkung hervorgebracht, am liebsten der Vergessenheit überliefert sehen mochte. *)

Es konnte also kein ärgeres Verbrechen geben, als eine Gegenschrift, eine polemisirende Widerlegung, die geeignet wäre, in denselben hohen Kreisen Aufsehen zu erregen, vielleicht in anstößiger Weise Lärm zu schlagen und die ganze Wirkung der ministeriellen Flugschrift zu entkräften und zu vernichten. Und eine solche Gegenschrift war das Werk: „Ein Blick auf den anonymen Rückblick, welcher für einen vertrauten Kreis, in verhältnißmäßig wenigen Exemplaren im Monate Oktober 1857 in Wien erschien. Von einem Ungar." (London, 1859.)

Jede Eigenthümlichkeit dieses Buches war auffällig und Interesse erweckend. Beim ersten Blicke erkannte man, daß es von dem gewöhnlichen Wege, auf welchem politische Gelegenheitsschriften zu erscheinen pflegen, abwich. Der gelbe Umschlag und die Londoner Firma ließen in dem Verfasser irgend ein Glied der Emigration vermuthen. Das Vorwort, inwiefern es

*) Die Wechselfälle dieser Flugschrift culminirten in dem quid pro quo, daß die Polizei dieselbe mit Beschlag belegte. Denn im Gegensatz zum Preßgesetz war auf ihr weder der Druckort noch der Drucker genannt. Die Sache kam zwischen den zwei Ministerien, dem des Innern und dem der Polizei, zur amtlichen Verhandlung. Der Wegfall war ein absichtlicher. Der Minister des Innern wollte das Interesse für das in der Staatsdruckerei gedruckte Werk auch noch dadurch erhöhen — daß der Ort der Herausgabe geheim gehalten wurde.

auf den Verfasser hinwies, war zweideutig gehalten. Er sagte darin: d Verfasser ist einer von Denen, die genöthigt waren aus der Heimat zu en fliehen, wenn sie nicht Lust hatten, ihre irdische Laufbahn am Galgen od in irgend einer Oubliette zu beschließen. — Das glaubte auch Széchenyi vo sich sagen zu dürfen. Wer weiß, welches Los ihn Ende 1849 erreicht hätt wenn er sich 1848 nicht im Irrenhause begrub? Die Schreibart war jen nachlässige, aristokratische, mit französischen und englichen Citaten bunt g spickte Rococostyl, der in den Vierziger Jahren Mode war, und wies a aristokratische Kreise hin. Auch der triviale Theil, einige Fiakerwitze u Wiener Bonmots, erschütterten diese Annahme nicht.

Der Inhalt zeugte von überraschender, ja erschreckender Bekanntscha mit den Ereignissen der letzten Jahre und den Geheimnissen der Regierun

Diejenigen, die Széchenyi's Werke kannten, mußten, nachdem sie d erste Seite gelesen, sich mit aller Bestimmtheit sagen, daß Er und kein A derer das „gelbe Buch" geschrieben. Diese Witze, diese langen Periode diese Tausende von eingeschobenen Zwischensätzen, der übersprudelnde Ge und die satyrische Manier, hie und da mit hohem Pathos abwechselnd: All dies bezeichnete Széchenyi als Autor — aber woher sollte der in der Ei samkeit des Döblinger Irrenhauses brütende alte Graf alle diese Daten he genommen haben? Wie ich nach der Hand von hohen Beamten in Erfa rung brachte, kam in dem Buche mehr als eine Angabe vor, die als Präs dialgeheimniß der Ministerien und Statthaltereien, die Betreffenden gewalti in Erstaunen versetzte. Später wurde ich als Vermittler, durch den Széch nyi über solche Dinge in Kenntniß gesetzt worden wäre, verdächtigt. **Pourta je n'ai pas merité cet honneur.**

Mir war nicht die Hälfte von dem bekannt, was Széchenyi von de Geheimnissen, Mißbräuchen und komischen Geniestreichen der Administratio und der Regierung wußte.

All dies Geheimniß erhöhte noch das Interesse für das Buch. Daz kam noch der Umstand, daß es, wie vom Himmel herab gefallen, mit eine Male sich auf dem Schreibtisch der höchsten Herren und im Boudoir d ersten Damen fand, ohne daß Kammerdiener und Soubrette hätten sage können, woher es gekommen? Das Buch war bereits seit Wochen in de obersten Kreisen verbreitet, ehe die Buchhändler von seinem Dasein Kenntni erhielten und Exemplare bestellten, die man bis zu acht Gulden bezahlte.

Der Druck, die Herausgabe, die Einfuhr und Vertheilung mag de Grafen einige tausend Gulden gekostet haben, wog ihm aber das Geld au denn er hatte seine große Freude daran.

Er selbst nannte es ein schlechtes, triviales und in grober Manier g schriebenes Buch, zweifelte aber nicht, daß es die beabsichtigte Wirkung g than habe.

Vielen mag es auch heute dünken, daß ein solches Werk des groß Stefan Széchenyi nicht würdig war. In der That kann man es nicht a ein besonders würdig gehaltenes und eines unter so großen Erlebnissen e grauten Staatsmannes und Weisen würdiges Opus erachten.

Dennoch ist seine Characterisirung keine so ganz leichte und einfac Sache. Jedenfalls wäre es einseitig, darüber ein Urtheil zu fällen, als o

s ein Werk wäre, durch welches Széchenyi sich selbst herabgewürdigt hätte und das mit ihm in keiner geistigen Verwandtschaft stünde.

Wer es durchgeblättert, hat die verschiedenartigsten Eindrücke erhalten. Stellenweise ist der Ton darin erhaben ernst, von edlem Gefühle erwärmt und von der Heiligkeit des Rechtes durchdrungen, oder es kommt der Zorn über die Unwürdigkeiten, die das Vaterland erdulden muß, hie und da zum Ausbruch, aber noch innerhalb der Schranken der Mäßigung. An andern Stellen enthält das Buch eine bis in die kleinsten Züge gehende Zergliederung der ehnjährigen Thätigkeit der Bachregierung.

Er begnügte sich nicht damit, die positiven Behauptungen der „Rückblicke“ mit Thatsachen zu widerlegen, sondern machte sich über die Motive der plumpen offiziellen Lügen, wonach man Ungarn als blühend und das Volk als glücklich darzustellen bemüht war, in possenreißerischer Manier, die ein Hohngelächter erwecken mußte, lustig, oft auf geschmacklose, drastische, gemeine Art, aber — e n t s e t z l i c h z u t r e f f e n d.

Hätte das Buch auch gar keinen Werth gehabt, so war doch die eine Absicht vollständig erreicht, daß dadurch sämmtlichen hervorragenden Repräsentanten des zehnjährigen Regierungssystems der Stempel der Lächerlichkeit aufgedrückt wurde. Einzelne Ausdrücke, wie die Bachhußaren, kamen in allgemeinen Gebrauch. Die Witze auf einzelne magyarenfresserische Oberbeamten hingen den betreffenden so fest an, daß sie mit keiner Lauge hätten abgewaschen werden können.

Uebrigens ist das Alles in dem Vorwort zum „Gelbbuch“ derartig charakterisirt, daß man daraus erkennt, wie richtig Széchenyi selbst sein Werk beurtheilt hat.

Der angebliche Herausgeber des Werkes sagt in der Vorrede:

„Als ich ihn (den Verfasser) das letztemal sah, wie er über das Schicksal seines Vaterlandes die bittersten Thränen vergoß, sagte er zu mir: Nehmen Sie diese bunten Aphorismen, wie ich sie in meinen Seelenqualen und unter zeitweise aufglimmenden Hoffnungsfunken aufs Papier geworfen habe.“

„So wie das Ganze vor mir da liegt — sagt der Herausgeber weiter — erblicke ich auch in jenen Stellen, die mir früher trivial erschienen sind, den Ausdruck des tiefsten Schmerzes; denn der an Verzweiflung grenzende Schmerz offenbart sich eben so im blödsinnigen Scherz, wie in der bittern Klage.“

Das ist offenbar die zutreffendste Charakteristik des berühmten Werkes, wie es auch ein treuer Spiegel der Gemüthszustände des Verfassers ist. Die Art seiner Entstehung erklärt sich aus sich selbst. Es ist nicht ein einheitliches Werk, sondern es sind einzelne Tagebuchblätter; der Zorneserguß eines der Verzweiflung anheimgefallenen Gemüthskranken, wie er seine Empfindungen Tag für Tag aufzeichnete, aphoristisch, unzusammenhängend, launig, geistreich und witzig; traurig und langweilig, tiefsinnig und flüchtig hingeworfen, aristokratisch und plebejisch, klug berechnet und unüberlegt — kurz auf jeder Seite einen andern Charakter offenbarend. Aber die Grundidee — d e r H a ß g e g e n d a s S y s t e m u n d d e s s e n s i c h t b a r e R e p r ä s e n t a n t e n — dieser rothe Faden zieht sich durch das Ganze und hält die einzelnen losen Blätter zusammen.

Wie oft an rauhen Winterabenden — wenn ich mit ihm allein war las er mir einzelne Partieen daraus vor, — mit Vorliebe die ernsten Stellen — eintönig, melancholisch, aber jedes Wort, das er geschrieben, tief fühlend und immer wieder aufs Neue in Zorn auflodernd über jene verruchten Thaten der höhnenden Gewalt, die seine herabgewürdigte Heimat unterjocht hielten; bis er endlich das Haupt in die Arme gestützt und in schmerzliche Gedanken versunken, still schwieg.

Bei solchem Anlaß war es ein das Herz mächtig ergreifender Anblick den großen Mann zu sehen, den seine Zeitgenossen einen Verstandesmenschen schalten und den man für herzlos hielt, wie er gleichsam ein trauriges Opfer seiner Gefühle und seines ihn gänzlich beherrschenden Patriotismus war.

Doch wie gesagt, er schöpfte auch viele Freude und mannigfachen Trost aus dem Buche. Oft sagte er scherzend: „Ein grobes, ordinäres Werk, ohne Noblesse, ohne Anstand — gleichwohl möchte ich gern wissen, wer es geschrieben hat? — Es sind auch gepfefferte Dinge hin und wieder drinnen." — Und dann lachte er aus Herzenslust und gewiß lachte Jedermann mit ihm.

Ein andermal faßte er die Sache wieder von einer andern Seite auf. „Wahrlich, sagte er, ein miserables Buch das! Aber wissen Sie, wie die Margaretheninsel entstanden ist? Nach einer alten Sage soll die Donau auch dort geflossen sein. Aber da stieß einmal ein Aas auf eine Sandbank und blieb daran hängen. Allmälig häufte sich um das Aas Schlamm und Baumzweige, kurz Alles, was die Fluth herabschwemmte. Der Haufe wurde immer größer bis er endlich zu jener prächtigen Insel heranwuchs. . . . . Solch ein Aas ist auch der „Blick. Wer weiß, was noch draus werden kann?"

Hat der Alte, trotz des kühnen Vergleichs, nicht einigermaßen Recht gehabt?

Während er jedoch an diesem Buche schrieb, zeigte er auch auf anderem Gebiete lebendige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten.

So namentlich, als der Entwurf der ungarischen Orientbahn, die von mehreren Magnaten mit Eifer erfaßt, auch ihm sehr am Herzen lag, eines schönen Morgens, unter der Firma des Freihern von Bruck und, wie damals verlautete, ich aber nicht mit Bestimmtheit behaupten kann, mit Beihilfe einiger sehr „umsichtsvoller" ungarischer Verwaltungsräthe mit der k. k. priv. Südbahn fusionirt, oder deutlich gesprochen, zu Gunsten der Letzteren wegescamotirt wurde, der Bau derselben also ad calendas graecas verschoben schien und die Grafen Apponyi, Waldstein, Festetics aus dem Verwaltungsrath, wo sie überflüssig geworden waren, ausschieden: da richtete Széchenyi in dieser Angelegenheit ein Schreiben an den Grafen Edmund Zichy, das zwar im „Pesti Napló" erschien, aber sammt der Nummer, die es brachte, polizeilich confiscirt wurde und deshalb unbekannt blieb. In diesem Schreiben forderte er diesen zum energischen und eifrigen Widerstand auf, wozu jedoch auch dieser große Patriot nicht die hinreichende Kraft besaß.

Der Brief lautet folgendermaßen:

An den hochgebornen Grafen Edmund Zichy.

Oberdöbling, am 14. Oktober.

Theurer Freund! Obwohl ich mir jede ungarische Druckschrift, sobald sie erschieneu ist, kommen lasse, wodurch ich, wenn ich auch, halbtodt wie ich bin, nicht Alles lesen kann, doch unter den gegenwärtigen Umständen etwas für unsere Nation thue, weil ich dies für meine Pflicht halte: so kannst du dich doch überzeugt halten, daß es meinem krampfhaft zusammengeschnürten Herzen sehr wohl gethan hat, als du mir laut Versprechen den „Kalender des Bolond Miska auf das Jahr 1859“, den ich noch nicht besitze, zuschicktest. Du bist mein edler Wohlthäter, der mich, seitdem mein tödtlich verwundetes Herz blutet, so oft aufgesucht und Alles versucht hat, um in meine trauernde Seele neue Hoffnung zu pflanzen, und nun hast Du es an mir neuerdings bewiesen, wie wahr es sei, daß ein echter Freund zumeist in trüber Zeit sich glänzend bewährt.

Was einmal dagewesen ist, das tritt, allerdings nicht nach denselben Gesetzen, aber in anderen Gestalten noch öfters in der Welt auf. Es ist wahr, die zerbrochene ordinäre Flasche kann man nicht mehr zusammenkitten und das wird ein halbwegs vernünftiger Mensch auch nicht erst versuchen: aber die schlechten Glasscherben gehen darum doch nicht zu Grunde, sondern können wieder eingeschmolzen und zu einem Kristallkrug geformt werden, den man mit dem König der Weine, mit dem goldfarbigen Tokaier füllt, während in der zerbrochenen Flasche vielleicht nur eine übelschmeckende Flüssigkeit, die Essig zu werden drohte, vorhanden war. Ist es nicht also?

So haben in alter Zeit wohlbestallte Hofnarren den Fürsten Wahrheiten gesagt, welche auszusprechen kein gescheidtes Menschenkind sich jemals getraut hätte, und so kam es oft, daß die großen Herren den besten Rath — und die unverhüllte Wahrheit auszusprechen ist immer der beste Rath — nicht von den Klugen, sondern von den Narren erhielten.

Dieses besondere wohlbestallte Amt hat seither zwar aufgehört; aber siehe, in anderer Gestalt tritt es wieder auf. Denn, um Andere nicht zu erwähnen, so sagt doch der „Miska“ solche Wahrheiten, welche einem gescheidten Menschen, vorausgesetzt, daß er ein Herz im Leibe hat und auch ein klein wenig Tugend darin wohnt nnd er sich nicht selbst für einen „Gott“ hält zum großen Nutzen und Frommen gereichen können. Der Allmächtige gebe es!

Doch haben diese Zeilen nicht blos den Zweck, Dir, theurer Freund, für Dein Wohlwollen gegen mich meinen Dank auszusprechen; nein, es ist ein Anderes, was mich gewaltig quält und das geht Dich an.

Darf ich mich gegen Dich aufrichtig, ohne alle Zurückhaltung aussprechen? Wenn ja — dann lies diese Zeilen bis ans Ende; wenn nicht, so zerreiße sie.

Du warst im Puncte der Ehre immer sehr empfindlich, ja kitzlich. Niemand zweifelt daran. Ich selbst hatte das Glück, dies zu erfahren. Erinnerst du dich, noch wie du mich einmal in Pest nach einer Casinositzung nach Hause begleitetest und wegen einer Bemerkung, die ich fallen ließ, zum

Duell aufforderteſt? Und wahrlich, wenn ich in dieſer Beziehung meine Ri-goroſen mit Säbel und Piſtole nicht längſt beſtanden hätte, ſo würde ich nicht mit gutem Fug die erſten Schritte zu Verſöhnung haben thun dürfen. — Da aber alle Welt weiß, daß ich vor meinem eigenen Schatten nicht ſo leicht erſchrecke, habe ich mich nicht nur nicht bedacht, Solches zu thun, ſondern auch, nachdem wir uns die Hände gereicht, um Deiner eiferſüchtigen Ehrliebe willen, Dich außerordentlich lieb gewonnen. Eins aber verletzte über allen Ausdruck mein Gefühl, daß Du zu jener Zeit — ſoll ich es ausſprechen? — zwar ein ſehr ſchwacher Patriot, aber ein um ſo gewaltigerer Lebemann warſt. — Iſt dem nicht alſo? Seither iſt eine lange Zeit, an dreißig Jahre, verſtrichen. Ich bin zuſammengebrochen. Du hingegen trateſt immer männlicher auf das Feld des Handelns und Schaffens heraus.

So weit ich noch im Stande bin mich zu freuen, habe ich es mit unausſprechlicher Befriedigung wahrgenommen, daß Du das Verſtändniß und den Willen beſitzeſt, nicht bloß äußerlich, ſondern auch innerlich beglückt zu ſein. Denn kann es wohl ein anderes wahres Glück hier auf Erden geben, als wenn man dem Vaterlande dient, für deſſen Söhne thätig iſt und dadurch die letzten Zwecke der Menſchheit fördert.

Mit Befriedigung habe ich wahrgenommen, daß Du trotz der drückenden Umſtände, jetzt doch heiterer und glücklicher biſt, als in früherer Zeit. Und warum? — Weißt Du es? — Weil früher Genuß dein einziges Streben war — jetzt aber das Wirken und Schaffen.

Die Drohne iſt bemitleidenswerth. Neid kann nur die fleißige Biene erwecken. — Wer keine Beſchäftigung hat, für den iſt das Leben eine Qual und treffend ſagt der Ungar — daß nur derjenige ſich freuen kann, deſſen Arbeit gut von ſtatten geht. — Das „dolce farniente" war nie nach dem Geſchmack des echten Magyaren — — denn gleichwie ein derartiger Zeitvertreib Einzelne entnervt, ſo tödtet er auch ganze Nationen. Du aber verſtandeſt es, trotz der ſchlimmen Zeit, in der wir leben, Dir eine Beſchäftigung zu wählen, die für das Vaterland von unausſprechlicher Wichtigkeit iſt.

Und jetzt höre ich — zu meinem großen Leidweſen, daß Du das Feld, auf dem Du ſo thätig wareſt, verlaſſen willſt.

Ich habe immer für die Franz-Joſephs-Orientbahn, deren Vater, Pfleger und Erzieher vorzugsweiſe Du biſt, gezittert. Aber freilich der Semmering, der Wunderbau, der an den Minotaurus erinnert, verlangt mancherlei Opfer. — Und jetzt willſt Du Dein Kind im Stiche laſſen?

Daß Du Apponyi, Feſtetics, Waldſtein, Ihr Ungarn, die Ihr an der Spitze dieſer Unternehmung ſtehet, eine ſchwere Aufgabe und eine dornenvolle Stellung habt, das habe ich immer vermuthet, ja beſtimmt gewußt. Denn wenn auch an allem Andern, an Geld war der Ungar niemals reich und jetzt iſt das weniger, denn jeder Fall, da heutzutage die halbe, ja die ganze Welt — wie der „Bolond Miska" auf Seite 4 bezüglich der Schriftſteller überaus weiſe ſagt, vielmehr „nach des Goldes eitlem Glanze, als nach nimmerwelkem Lorbeerkranze" geizt.

Aber ich frage, wird denn diese „übelriechende“ Seuche immer oder noch lange ihre despotische Gewalt am Menschengeschlechte ausüben?

Ich kann es nicht glauben und glaube es auch wirklich nicht. Denn wenn es auch kein sonderliches Vergnügen, ja oft nichts Anderes, als ein elendes Vegetiren ist, ohne das geringste Vermögen in der Welt leben zu müssen: so ist hinwieder auch jene Klasse von Menschen gewiß nicht im Entferntesten zu beneiden, die außer Geld nichts Anderes besitzt und die bei alle dem fort und fort nur nach Geld hungert und dürstet.

Für Alles muß die rechte Zeit kommen. Daran ist, wie heute das Sternbild der Kassiopeia steht, nicht zu zweifeln. Aber man muß es verstehen, seine Zeit abzuwarten.

Wenn der Ungar heutzutage eine Stellung einnimmt, die mit seiner Ehre, seinem Gewissen und dem Wohle des Landes nicht im Widerspruche steht — dann trete er, mag man ihn noch so viel verhöhnen und begeifern, nicht freiwillig zurück. Denn nur derjenige, welcher für das Vaterland dulden und leiden kann, verdient, den zwar nur aus Dornen geflochtenen, aber um so herrlicheren Ehrenkranz des Patrioten. Wer seinen Platz behauptet, dem bleibt noch immer die Möglichkeit, „seine Zeit auf's Beste auszunützen“; wer aber zurückweicht, der hat sich diplomatisch umgebracht und wer das thut, den kann selbst Gott, der doch den schon in Verwesung übergegangenen Lazarus ins Leben zurückrief, nicht wieder erwecken.

Wenn sie Euch nicht wählen, oder Euch hinausdrängen, das ist ein Anderes . . . Wer sein Vermögen verloren hat, kann es wieder zurückerlangen. Hast du aber deine Schätze verschenkt, so sind sie für immer und ewig deinen Händen entschlüpft.

Man kann dem Ungar kein größeres Lob spenden, als wenn man von ihm sagt, daß er seinen Platz männlich behauptet hat *). Das weißt Du, nicht wahr, mein Freund?

Nun frage ich aber, soll man dieser Redensart zufolge darunter jenen Koth verstehen, an dem unser Vaterland so überaus reich ist und der dem stofflichen Theil des Menschen so arge Noth bereitet? . . . Mit nichten! Denn wo viel Koth ist, da wächst zum Ersatz dafür auch viel Weizen, von dem die Einwohner fett werden, während dort, wo man bei Ueberfluß an Steinen zwar leicht Straßen baut, höchstens Hafer gedeiht und die ihn bauen, in der Regel sehr mager sind.

In jenem Kothe stehen zu bleiben, welchen nicht tiefer blickende, leidenschaftliche Patrioten auf Patrioten, Freunde auf Freunde, Verwandte auf Verwandte werfen, und zwar täglich, bei jeder Gelegenheit und auf die verschiedenste Art und Weise; so daß auch der am festesten Stehende erschüttert wird und jeden Augenblick zu sinken vermeint, aber doch nicht sinkt, sondern nach langer Jahresreihe noch immer aufrecht steht. . . .

Wer das vermag, der und kein Anderer verdient den Dank und Beifall seiner Mitbürger.

---

* Wortspiel: Kiállani a sarat wörtlich: im Kothe stehen bleiben, ausharren figürlich: seinen Platz behaupten.

Und ich, mein edler Freund erwarte von Dir nichts Geringeres.

Gott erhalte Dich, fahre fort mir wohl zu wollen und vergiß nicht, daß Du bisher in meinem elenden Zustande mit einigen treuen Verwandten an der Spitze meiner Seelenärzte gestanden bist.

Dein Getreuer
Graf Stefan Széchenyi.

Széchenyi's Verwahrung zu Gunsten der ungarischen Akademie gegen das eigenmächtige Eingreifen der Regierung.

Den zahllosen Wunden, welche man den materiellen Interessen Ungarns geschlagen hatte, sollte nun bald ein Streich nachfolgen, bei dem es auf die geistigen Interessen der Nation abgesehen war.

Die Bachregierung, von ihren unwissenden, aber im Magyarenhaß wahrhaft erfinderischen Repräsentanten in Ungarn irre geleitet, verlangte eine Revision der Statuten der ungarischen Akademie und wünschte Insonderheit den zweiten Punct derselben dahin abgeändert zu sehen, daß daraus die Worte wegbleiben sollten: „Der Zweck der Akademie ist die Pflege der ungarischen Sprache.“

Welch ein tiefgehender Plan mag hinter diesem sic volo sic jubeo der Bureaukraten gesteckt haben? Gleichviel. Alles kam in Aufruhr, die Gründer der Akademie, die großmüthig bedeutende Summen Geldes dazu hergegeben hatten, die Mitglieder derselben, ja jeder einzelne Landessohn — aber mehr als jeder Andere Széchenyi, der mit einem Stiftungskapital von sechzigtausend Gulden eigentlich den Grundstein zur Akademie gelegt.

So richtete er denn einen von patriotischem Schmerz und Zorn durchwehten Brief an die Akademie und wollte, daß derselbe in der Generalversammlung des Jahres 1858 öffentlich vorgelesen würde.

Gleichwol hielt es der Präsident der Akademie für tactvoller, den Brief nicht mitzutheilen, weil mittlerweile ohnehin ein Compromiß mit der Regierung zu Stande gekommen war und man auch nicht einzusehen vermochte, welchen Vortheil es bringen sollte, gegen einen gewaltthätigen Regierungsact mit einer, wenn auch noch so motivirten Provocation, wie sie der Brief Széchenyi's enthielt, aufzutreten. Dieser merkwürdige, nur in deutscher Uebersetzung zu Leipzig erschienene, aber im Original bisher noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangte Brief lautet folgendermaßen:

Löbliches Directorat der ungarischen gelehrten Gesellschaft!

Die prunkvollsten Worte finden da keinen Glauben, wo Facta das Gegentheil bezeugen.

Daß das gegenwärtige System unserer Regierung mit den Interessen und den Ansprüchen der ungarischen Nationalität in Widerspruche steht, das kann der Allerblindeste wahrnehmeu, und doch ist uns Ungarn unsere Nationalität theurer als alle Schätze der Erde, ja theurer als das Leben.

Unter den Ruinen Ungarns besteht, außer der in der That bewunde-
ungswürdigen Lebenskraft unseres Volksstammes beinahe nichts mehr, das
arauf hindeutet, daß unsere Nation noch nicht erloschen ist, als die ungarische
kademie.

Und nun soll auch dieses wirklich ungarische Institut aus seinen Fun-
amenten gehoben werden!

Leider ist es so! Denn die neulich herabgelangte Veränderung der
rundstatuten dieser Gesellschaft ist — wenigstens wie es sich meinem geisti-
en Auge darstellt — nichts geringeres als ein Schlag, der leicht den Tod
erbeiführen dürfte.

Durch unbeschreibliche Seelenqualen gefoltert — mit einem ganz ver-
luteten Herzen — so zu sagen, begraben — in so verzweiflungsvoller Lage
rage ich mich: Was soll ich thun in Betreff der ungarischen Akademie, wel-
hen Entschluß soll ich fassen, ich, der den Fingerzeig unserer seelenvollen Vor-
hren ergreifend, im Jahre 1825 so glücklich war, auch durch die Begrün-
ung dieser Anstalt den Aufschwung unserer heimatlichen Sprache mit Erfolg
ns Leben rufen zu können; mit Erfolg, sage ich, und mit mehr Erfolg, als
nsere Vorfahren es vermochten; denn wenn auch die hohe Auffassung ihr
igenthum ist, so standen mir größere Geldmittel zu Gebote, ohne welche
ft das Sublimste brach liegen bleibt.

Soll ich schweigen, wenn ich sehe, daß der edle Keim zertreten wird,
er gleichfalls als Faktor dazu hätte dienen sollen, damit der Ungar, dessen
ebensfähigkeit und Frühlingsalter nach seinen jüngst ausgestandenen Todes-
ualen und unter seinen jetzigen Gefahren heute noch tausend Symptome be-
rkunden, sich in seiner Eigenthümlichkeit entwickelnd, die festeste Grundlage
es österreichischen Gesammtstaates, und zur Bereicherung der menschlichen
esellschaft die unerschütterliche Säule des Thrones bilde.

Ich frage, soll ich, dessen Uebel nicht in einem Irrwahn liegt, sondern
n zu hellem, täuschungslosen Sehen, nicht einmal aufschreien dürfen, wenn
h gezwungen bin, zu erfahren, daß unsere glorreiche Regenten-Familie, als
b in einem bösen Zauber befangen, aus ihren zahlreichen Völkerschaften ge-
ade die lebenskräftigste, die der großartigsten Entwickelung fähig ist, nicht
ur der Beachtung nicht werth hält, sondern sie sogar zu unterdrücken, ihrer
igenthümlichkeit zu entkleiden, ja sie zu mißhandeln erlaubt, und so gleichsam
en Baum unter sich abhaut.

Die Entscheidung der fraglichen Angelegenheit der löblichen Akademie
u überlassen — in so weit ich als Gründer auch ein Wort zur Sache zu
rechen das Recht habe — obgleich ich für sie sowohl als Körperschaft, als
uch für die meisten Mitglieder derselben die tiefste Hochachtung hege — das
ünsche ich nicht, das will ich nicht, das werde ich auch nicht. Denn so lange
ein Kopf noch auf meinen Schultern aufrecht steht, mein Gehirn nicht voll-
ommen zerrinnt, meines Auges Licht nicht im Nebel des Todes erlischt, so
nge werde ich über das, worauf ich ein volles Recht habe — jeden Rath
rzlich und mit Dank würdigend — am Ende denn doch nach eigenem Gut-
inken entscheiden.

Dieß vorausgesendet, spreche ich meine feste Ueberzeugung unumwundenn
ahin aus, daß unser hoher Herr, der glanzumstrahlte Kaiser Franz Joseph,

früher oder später, am Ende jedoch gewiß einsehen wird, daß die von de jetzigen Staatsmännern als Ziel aufgestellte und angestrebte Zusammen schmelzung und Germanisirung aller im Kaiserstaate lebenden Völkerschafte nichts anderes ist, als eine verstandeluxirte Theorie, und ein bittere Selbstmystifikation — daß viele, ja vielleicht die meisten Volk stämme Oesterreichs hinauswärts gravitiren, und dieß, wenn sich di Zeiten verfinstern sollten, was wahrscheinlich nicht lange auf sich wa ten lassen wird, natürlicher Weise in verstärktem Maße statthaben wird — während der Ungar, mit keinem andern Stamme verwandt, kein andere Vaterland hat, als das zwischen den vier Flüssen und unter den drei Berge sich ausdehnende konstitutionelle Paradies *) — daß der Ungar demnach sei Glück, sein höchstes Gut einzig und allein unter dem Wehrschild seines dyna stialen und gesetzmäßigen Königs zu erreichen hofft, sucht und finden kann — und daß diesem allem zufolge der erhabene Kaiser es nicht nur dulden wir — wenn die nächstliegenden, erfolglosen Staatsexperimente, die das ganz Kaiserthum bereits in die problematischeste Lage brachten, seine Seele hinläng lich erleuchten und seine hochgestellte Person zu langweilen anfangen werden daß er es dann, wiederhole ich, wenn diese Zeiten hereinbrechen, worüber ic keinen Zweifel hege, nicht nur nicht dulden wird, daß man jene Nation schwäch morde, einzuschmelzen sich abmühe, mit welcher ein ritterlicher Souverän, de sie liebt, „einen Vogel in der Luft haschen lassen könnte" **) — und die fü einen Regenten, der nicht zugibt, sich ihrer Entwicklung, ihrer Ehre, ihren Ruhme in den Weg zu stellen, ja, im Gegentheil, der ein aufrichtiger Beschir mer und Beförderer aller dieser köstlichen Schätze ist — ihren letzten Bluts tropfen zu vergießen stets bereit war, und auch in den heutigen Tagen jeder Augenblick bereit wäre — und bereit sein wird.

Ich liebe zu glauben, daß unser jugendlicher Souverän, wenn er nu erst sehen und hören, und einzig und allein dem Rathe seines eigenen Gehirns und einzig und allein den Einflüsterungen seines eigenen Herzens folgen wollt — laut rufe ich es aus — in Hinsicht Ungarns wahrhaftig selbst das ruhm reiche Zeitalter Corvins tief in den Schatten stellen würde.

So glaube ich die Zukunft zu sehen, und da ich in die Beschlüsse de Allmacht das vollste Vertrauen setze, die zwar Herrscher so wie Nationen ihre Sünden wegen oft sehr hart straft, aber am Ende so wenig erlaubt, daß ei seelenvolles Volk gemordet werde — als sie denn auch gewiß wirklich tugend hafte Regenten am Ende mit dem hellsten Strahle der Wahrheit erleuchtet — da ich, wie gesagt, so sehe und so glaube, so gehe ich, was mein Gründerrech anbelangt, auf alle Punkte der veränderten Statuten der Akademie, obwoh ich mich mit ihnen vom Anfang bis zum Ende durchaus nicht befreunde kann — wenn nämlich kein Entkommen ist, wenn sie als Befehl angenomme werden müssen — zwar mit blutendem Herzen, aber mit nicht niederzuknech tendem Gemüthe und Sinne, ohne die kleinste Bemerkung in ihrem ganze Umfange ein.

Zu gleicher Zeit verwahre ich mich jedoch nach dem glorreichen Sin

---

*) Eine ungarische Redensart, womit die Fähigkeit, auch das schwierigste aus zuführen, bezeichnet wird.

**) Hindeutung auf das ungarische Wappen.

des justum ac tenacem propositi virum auf das feierlichste, daß ich die Interessen jener Fundation, die ich auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, in dem Augenblicke zu entrichten aufhören werde, wo ich erfahre, daß meine Opfergabe de facto — denn auf schöne Worte und süße Versprechungen gebe ich durchaus nicht das mindeste — in ein anderes Geleise gezwängt wird, als das ist, welches mit dem ursprünglichen Zweck der Gesellschaft übereinstimmt, und welches durch ein zwischen Nation und König gebrachtes Gesetz bezeichnet, bereits auch sanctionirt wurde — während ich überzeugt bin, daß auch meine Erben dieser meiner Willensmeinung beipflichten, und darnach handeln werden — wo dann wir, ich und meine Erben, wenn dieser traurige Fall trotz unserer vertrauensvollen Nachgiebigkeit und der Verheißungen, die man uns macht, dennoch eintreten sollte — nach dem klaren Sinn der Fundations-Urkunde, unsere Gabe der vergifteten Akademie entziehend, sie einem andern patriotischen Ziele zuwenden wollen, einem Ziele, das wir selbst bestimmen, von dem wir jede Einmischung fern halten, und das wir nur gezwungen durch physische Gewalt aufgeben werden.

Der Löblichen gelehrten Gesellschaft

aufrichtiger treuer

Graf Stephan Széchenyi.

Dieser Brief enthält, wie der Leser sieht, die Weissagung jener einzig richtigen Politik, welche, seitdem der glorreiche Monarch, der längst vorhandenen Stimme seines edlen Herzens Gehör leihend, in würdiger Weise inaugurirt hat, eine Politik, der unser Land mit vollem Vertrauen entgegen kommt und wofür sie sich in hingebungsvoller Aufopferung dankbar beweisen wird.

Aber in der Zeit, da er geschrieben ward, forderte er die Machthaber des Tages dreist gegen den Schreiber desselben heraus und von der Klugheit Dessewffy's ließ sich nichts Anderes erwarten, als daß er bemüht sein werde, den Brief als nicht vorhanden zu betrachten.

Er besorgte jedoch, daß Széchenyi das Todtschweigen seines Briefes übel nehmen könnte und ersuchte den Erzbischof Lonovics, daß er mit dem Gewichte seiner Persönlichkeit vermittelnd dazwischen treten und Széchenyi zur Zurücknahme des Briefes bewegen möchte.

Die schwierige Mission gelang dem edlen Kirchenfürsten leichter, als er es erwartet hatte. Széchenyi wußte die von seinem ausgezeichneten Freunde angeführten Gründe vollkommen zu würdigen und erklärte, daß er bereit sei, den Brief im Familienarchiv zu begraben.

Bald darauf trat jedoch ein weniger besonnener, als thätiger Patriot dazwischen und überredete Széchenyi, ihm eine Abschrift des Briefes zu geben. Diese wurde dann in unzähligen Exemplaren copirt und ging von Hand zu Hand, so daß zuletzt auch die Polizei davon Wind erhielt.

Dieser Brief, zugleich mit dem früher im „Napló" erschienenen und confiscirten, hat ohne Zweifel die mächtigen Bureaukraten und deren hohe Gönner gegen Széchenyi gewaltig aufgereizt und nimmt man noch das „gelbe Buch" hinzu, so begreift es sich, daß die schon zur Hälfte mit Gift gefüllte Schale bis zum Ueberfließen voll ward.

Zu diesem Briefe muß noch bemerkt werden, daß Széchenyi in der ersten Textirung desselben einen starken Seitenhieb auf Josef Ürményi führte, den er jedoch auf das Anrathen wohlwollender Freunde wegließ.

Damals stand Ürményi im schönsten Abschnitt seiner öffentlichen Laufbahn, indem er durch seine Thätigkeit den Ofner Tunnel zu Stande brachte und der Dampfschifffahrt auf dem Plattensee einen neuen Aufschwung gab.

Es soll nicht geleugnet werden, daß Széchenyi zu aller Zeit einige Eifersucht gegen diejenigen an den Tag legte, die auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens in irgend einer Richtung sich selbstständig hervorthaten.

Auch gestand er es bei diesem Anlasse, als Einer, der seine Schwächen kannte und sie zu bekennen und zu bekämpfen gewohnt war, daß er einigen Neid gegen Denjenigen empfinde, der seit einer gewissen Zeit „den kleinen Széchenyi zu spielen scheine“ — aber er überwand auch diese Regung und willigte in die Streichung der besagten Stelle.

Eine ähnliche Eifersucht verrieth er bisweilen auch in Bezug auf Franz Deák, den er im Uebrigen hoch schätzte.

So sagte er beispielsweise mehr als einmal: Wenn Deák sterben wird und man ihm ein Monument errichtet, was soll man auf seinen Denkstein schreiben? — Daß er ein volksthümlicher Mann war! — Gut, aber was hat er denn eigentlich gethan, und wozu seine Volksthümlichkeit benützt?

Diesen Bemerkungen über Deák lagen außer dem Gesagten noch Andere psychologische Motive zu Grunde.

Széchenyi in seinem exaltirten Gemüthszustande war nicht vermögend, die reservirte und passive Haltung zu begreifen und zu würdigen, aus welcher sich Franz Deák und die unter seinem Einfluß stehenden Parteigenossen durch keine gute oder üble Wendung der Ereignisse heraustreiben ließen.

In seinen besonnenen Augenblicken hielt auch Széchenyi dafür, daß der Moment des ernsten Handelns noch nicht gekommen. Aber in der Aufregung, die ihn zeitweilig beherrschte, hätte er seine fieberhafte Gereiztheit und seinen Thatendurst gern jedem Ungar eingeflößt. In solcher Stimmung dünkte es ihn, daß man endlich einmal reden und handeln sollte und zwar recht bald!

Der arme, alte und kranke Patriot fühlte, daß für ihn die Zeit des Wartens vorüber war und er hätte, wenn es auf ihn ankam, das Handeln mit fieberhafter Hast beschleunigen mögen.

Es wird hier am rechten Orte sein, noch einen Brief des Verewigten mitzutheilen, welchen er in den ersten Tagen des Jahres 1860 aus Anlaß

der auf seine Kosten in Zinkendorf zu erbauenden neuen katholischen Kirche an seine ehemaligen Unterthanen in jener Pfarre richtete.

Der Brief lautete folgendermaßen:

„Theure Landesgenossen, geehrte Mitbürger und einst meine geliebten Unterthanen!

Ohne die Gnade und Hilfe des allmächtigen Gottes kann nichts in der Welt zu Stande kommen. Groß und Klein, alles ist gleichmäßig seiner Fügung unterworfen. Glücklich daher Derjenige, der nie vom Wege der Tugend abweichend, auf Gott vertraut, welcher die Willkühr der hochmüthigen Menschen zu Schanden macht und sich zuletzt gewiß derjenigen erbarmt, die ihn aufrichtigen Herzens anbeten.

Wir Zinkendorfer stehen an der äußersten Gränze unseres geliebten und einst so glücklichen Vaterlandes. — Gegen Westen ist Zinkendorf der erste Ort, wo der allmächtige Gott, der König aller Könige, in der unsern Herzen und Seelen unzertrennlich eingepflanzten Sprache des theuern Mutterlandes gepriesen wird und siehe, unser Gotteshaus ist dem Verfall nahe.

Gott hört zwar überall die Seufzer der zerschlagenen Herzen und der fromme Sinn des Erdenbewohners kann mitten im Walde und auf freiem Felde einen Altar errichten, von dem das Opfer in den Himmel dringt. Doch was der Mensch in frommer Absicht und mit reinen Händen zur Ehre Gottes unternimmt und vollzieht, das bringt ihn der letzten Bestimmung unseres Geschlechtes näher, welche keine Andere ist, als ins Unendliche fortschreitende Vervollkommnung und Verklärung.

Darum wollen wir, ehe es vielleicht zu spät, ein ehrwürdiges Gotteshaus zu Zinkendorf aufführen und zwar zur Ehre unseres ersten Königs, des h. Stefan, der nahe vor einem Jahrtausend unser Vaterland gegründet hat und uns gewiß nie verlassen wird.

Allerdings ist unser jetziges Gotteshaus noch nicht so ganz baufällig, daß es dringend geboten erscheint, dasselbe je eher niederzureißen und an seiner Statt ein neues zu bauen. Es wäre leicht, das gegenwärtige noch für längere Zeit auszubessern und nachdem man das übermäßig schwere Gewölbe abgebrochen es mit einer leichteren Bedachung zu versehen.

Aber ich frage, wäre es zweckmäßig und klug, wenn wir den gänzlichen Verfall abwarten wollten, bis man uns den Neubau etwa anbefiehlt?

Thun wir, und zwar ohne Verzug, zur Ehre Gottes ein Mehreres, als wozu wir, um mich landsmännisch auszudrücken, gezwungen werden könnten. Dieser Eifer, von höherer Begeisterung genährt, wird uns nie vergessen lassen, daß wir Ungarn sind und als solche verpflichtet, unsere vaterländischen und nationalen Pflichten jederzeit zu erfüllen.

Ungünstige Verhältnisse haben unsere Kräfte bedeutend erschöpft und an Geld sind wir völlig entblößt — daher wäre es ganz unzweckmäßig, irgend ein Prachtwerk von einem mit Schmuckwerke überladenen Tempel zu erbauen. Er sei geräumig und sicher, aber einfach — und wie wir meist in vollkommener Eintracht glückliche Tage verlebt haben, so sei auch jetzt aufrichtige Freundschaft und gegenseitige Hilfeleistung in Allem und Jedem der

höchste Schmuck und die schönste Zierde, die uns außerhalb, wie innerhalb des Tempels beseele.

Ich habe Herrn Anton Tolnay, den geehrten Pfarrer von Zinkendorf, beauftragt, daß er sich mit Euch, geehrte Mitbürger, ins Einvernehmen setze, damit das bestimmte und beschlossene Vorhaben je eher ins Werk gesetzt werden könne.

Mit aufrichtiger patriotischer Gesinnung

Gr. St. Sz."

Zu der Zinkendorfer Kirche, welche seither erbaut und mit großer Feierlichkeit eingeweiht worden ist, hat der Graf selbst die Pläne durchgesehen und geprüft und hierauf den vom Architekt Ybl gewählt. Die Ausführung aber erlebte er nicht mehr.

Als der Eintritt des Baron Hübner in das Ministerium (und die am 21. August 1859 erfolgte Entlassung von Bach und Kempen) die Aussicht auf eine besonnene Wendung im Staatssystem zu eröffnen schien und die Neigung sich zeigte, die Lösung der Wirren dort zu beginnen, wo sie ihren Schwerpunkt hatten, nämlich in Ungarn, und Hübner sich auch mit den hervorragenderen Gliedern der ungarischen Aristokratie in einige Verbindung setzte: hielt es Széchenyi gleichfalls für zweckmäßig seinerseits dazu beizutragen, daß die Regierung über das, was zu geschehen hätte, aufgeklärt und von der dringenden Nothwendigkeit der Action überzeugt würde.

Hier müssen zwei vortrefflich geschriebene patriotische Denkschriften erwähnt werden, welche durch seine Vermittlung dem Ministerpräsidenten, Grafen Rechberg und dem Polizeiminister, Baron Hübner, in die Hände gespielt wurden.

Die erstere war unter Széchenyis direktem Einfluße verfaßt worden und hatte einen Patrioten zum Verfasser, der seither auf praktischem Gebiete sich einen ehrenvollen Namen erworben hat. Sie erschien später als Flugschrift unter dem Titel: „Zur ungarischen Frage. Eine Denkschrift von einem ungarischen Patrioten. Leipzig, Steinacker 1859."

Die zweite der beiden Denkschriften ist meines Wissens Manuskript geblieben.

Der Inhalt dieser Programme, sowie die darin ausgesprochenen Ideen und Ausgleichsbedingungen waren von heutigem Standpunkt aus bescheiden genug und würden, wie die Aufnahme des Oktoberdiploms beweist, die Nation nicht befriedigt haben. Aber im Jahre 1859 und Anfangs 1860 wurden in den Regierungskreisen auch derlei mäßig gestellte Ansprüche für übertrieben und unausführbar gehalten.

Ich würde sagen, jene Denkschriften waren sibyllinische Bücher, wenn dieser Vergleich nicht so abgenützt wäre.

Es traten also keinerlei Anzeichen hervor, daß die Hoffnungen, die man daran geknüpft hatte, in Erfüllung gehen könnten. Im Gegentheil wurde Baron Hübner, der sich mit dem Gedanken des Ausgleichs fortwährend beschäftigte und die Reform-Erwartung wach erhielt, plötzlich nach kaum zweimonatlicher Wirksamkeit seines Postens enthoben — man sagt, weil er der Erste gewesen, der in der Ministerkonferenz „unbedachterweise" das Wort: „Reichsverfassung" fallen ließ; — und schnell begann an seiner Statt Baron Thierry eine mit den neuesten Versprechungen Sr. Majestät im geraden Gegensatz stehende Richtung der allerreactionärsten Art zu verfolgen.

Ende Dezember 1859 erschien von mir eine in deutscher Sprache geschriebene, weil für deutsche Leserkreise berechnete Flugschrift unter dem Titel: „Die Lebensfrage Oesterreichs. Ist noch eine Vermittlung zwischen Oesterreich und Ungarn möglich?" (Braunschweig, Westermann.)

Das Büchlein war viel zu kurz gefaßt, als daß es die großen politischen und staatsrechtlichen Fragen hätte erschöpfen können. Der Zweck desselben war, die Machthaber zu der Ueberzeugung zu führen, daß in Ungarn ein historisches Rechtsgefühl existire und darum die Regierung nicht im Stande sei, daselbst Dauer verheißende Einrichtungen einzubürgern, welche durch das Gemeingefühl der im Lande wohnenden Völkerschaften nicht als gesetzlich anerkannt werden; daß dieses Rechtsgefühl, so wie das geschichtliche Recht Ungarns überhaupt mit der Großmachtstellung des Reiches nicht im Widerspruche stehe, daher es sich um ein Compromiß zwischen beiden handle und ein solches auch möglich sei.

Auch diese Flugschrift ist von der Zeit überflügelt worden. Aber bei allen Mängeln, welche dieselbe enthielt, sprach ich doch einen richtigen Grundsatz darin aus, der seither zur thatsächlichen Evidenz erhoben worden ist, aber leider vor 1865 nicht zur Geltung gelangen sollte, und das war dieser: „es ist gewiß, daß eine auf der breitesten und freisinnigsten Basis der Autonomie beruhende, aber oktroyirte Verfassung nur ähnliche Resultate herbeiführen wird, wie das (in der protestantischen Kirchenangelegenheit erlassene) Patent vom 1. September — nur freilich in viel weiterem Umfange." (Seite 51—52.)

„Denn gesetzliches Recht und Gesetz ist in Ungarn nur das, was zwischen König nnd Land gemeinsam und in freier Uebereinkunft festgestellt worden ist."

Wenn ich diese Schrift — wie ich später verdächtigt worden bin — auf Széchenyi's Kosten hätte herausgeben wollen, so würde er meinen Wunsch ohne Zweifel mit Freuden erfüllt und mir wahrscheinlich ein reichlicheres Honorar gezahlt haben, als der Buchhändler. Aber höher als das Honorar schlug ich die Freude an, die ich ihm zu machen gewiß war, wenn ich ihn mit dieser Schrift überraschte.

Als sie daher in meinen Händen war, schickte ich dem Grafen ein Exemplar, in Begleitung folgender Zeilen:

„Ew. Excellenz!

Ich erlaube mir, Ihnen eine Brochure zu übersenden, deren Verfasser einer meiner näheren Bekannten ist. Ich weiß, daß der Verfasser, als er sein Werk gedruckt sah, mit demselben nicht ganz zufrieden war; es ist flüchtig und oberflächlich geschrieben. Doch — schließlich — quantum potes, tantum aude.

Mit ausgezeichneter Hochachtung ɔc.

K. A.“

Schon Tags darauf antwortete er folgendermaßen:

„A Mr. Kecskeméthy Aurele.

„Den Verfasser des Werkchens „Die Lebensfrage Oesterreichs“ möchte ich gewaltig loben, wenn ich nur wüßte, wer es sei. Denn mir gefällt das Ganze unaussprechlich.

„In der That, bei jeder Seite rief ich aus: praestantissime! und wenn der Verfasser, wie ich Grund habe zu glauben, mit seinem Kindlein nicht ganz zufrieden ist, so beweist dies nur, daß er noch Besseres zu sagen weiß, als was er hier gedacht und gesagt hat. Ich meinerseits habe nur die Bemerkung beizufügen: „Le mieux est l'ennemi du bien;“ und unter den gegenwärtigen Umständen gilt Derjenige ohne Zweifel mehr, wer dat cito, als der Andere, welcher dat bene — was freilich, wenn man hinlänglich Zeit hat, in umgekehrter Weise richtig ist.

„Ich dürfte sehr nach 12 Exemplaren, die mir sicherlich besser munden werden, als eben so viele Gläser „Bock“, weil das book ein rechter Anti-Bock ist.*) Wenigstens zwei Exemplare aber möchte ich gern je eher in den Händen haben, weil ich sie übermorgen den Weg nach der englischen Insel einschlagen lassen will.

„In Eile, aber mit wahrer Satisfaction.

3. Januar 1860. St. Sz. m. p.“

„P. S. Ich hoffe, daß Sie mich bald wieder auf ein Glas „Märzen“ besuchen.“

Assemblée des Notables.

Mittlerweile, während Széchenyi sich in so mannigfacher Richtung mit politischer Literatur beschäftigte, war er zugleich bemüht, eine andere große Idee zur Ausführung zu bringen.

Mit den Flugschriften und Journalartikeln hatte er sich in eine solche Aufregung hineingeredet, daß er Demjenigen glich, der sich anstrengt und abmüht, ohne einen Erfolg zu sehen und ohne einen Fortschritt wahrzunehmen.

*) Wortspiel: book (Buch), Bock (Bier), einen Bock schießen.

Mit jedem Artikel, den er vor einem Jahre in die „Times" geschrieben, glaubte er der Wiener Bureaukratie einen Todesstoß gegeben zu haben. Jetzt, nachdem Bach seinen Abschied erhalten, das System aber seinen Fortgang hatte, ja unter Thierry der Form nach noch wüthender auftrat, weil es seinen nahen Untergang ahnte, jetzt glaubte er, daß mit jeder Brochure und mit jedem Promemoria, welche er dem Grafen Rechberg und andern hohen Herren in die Hände spielte, die verknöcherten Regierungsmaximen durchbrochen werden müßten und endlich die Action zur Versöhnung Ungarns beginnen werde.

Seine ungeduldige Aufregung war in stetem Wachsthum begriffen und am Anfang des Jahres 1860 bemächtigte sich seiner nicht selten große Verzagtheit.

Wie sollte das Eis gebrochen werden? Oder wie der Sache eine Wendung geben, daß den Stein irgend Jemand in Bewegung setzte? Denn daß er dann von sich selber fortrollen würde, das sah er deutlich voraus.

Eine im eilfjährigen Geleise stecken gebliebene Verwaltung hebt man nicht mit leichter Mühe heraus. Wo soll der Anfang gemacht werden und wer ist Derjenige, der ihn mache?

Diejenigen Männer, welche die zur Initiative eines neuen Regierungssystems erforderliche Befähigung und die für eine solche Aufgabe nöthige Popularität besaßen, waren als „kompromittirt" bezeichnet, hatten kaum die Kerker verlassen und standen unfehlbar noch unter polizeilicher Aufsicht. Mit Solchen konnten die herrschenden loyalen Elemente nicht Hand in Hand gehen. Ferner:

Wie konnte man von den, die Herrschaft noch inne habenden loyalen Elementen, von den Großkophta's des Systems, überhaupt von obersten Staatsbeamten auch nur voraussetzen, daß sie um der Staatswohlfahrt und um der Rettung des Thrones willen bereit sein würden, mit einem Sündenbekenntniß vor die Welt hinzutreten, zu erklären, daß sie mit ihren eilfjährigen Anstrengungen Fiasko gemacht, dann der in ihren Händen befindlichen Macht zu entsagen und dem Monarchen den Rath zu ertheilen, daß er an ihrer Statt und auf ihre Posten Andere, Würdigere, Geschicktere und Glücklichere berufen möge?

Széchenyi selbst wies mehr als einmal auf die Schwierigkeit hin, von den dynastisch gesinnten Gliedern des Kabinets, die von den das regierende Haus bedrohenden Gefahren ergriffen, selbst einen Systemwechsel für nöthig erachteten, zu verlangen, daß sie dem Monarchen die Einführung einer Constitution anrathen sollten. Denn träte eine Constitution ins Leben, so wäre die erste Folge hievon, daß sie nicht länger Minister bleiben könnten, weil ihnen die nöthige parlamentarische Bildung und die Rednergabe fehlte, ohne die man seinen Platz im Parlament nicht behaupten kann."

Von dem persönlichen Auftreten des Monarchen erwartete daher Széchenyi Alles. Also käme es darauf an, den Monarchen auf irgend eine Art und Weise mit der wahren Sachlage bekannt zu machen. Mehr als einmal fragte er beispielsweise, ob es denn ein Wunder, wenn ein Fürst über den Zustand seines Staates und seiner Völker nicht gut unterrichtet sei? Wie viele, mehr oder weniger vermögliche Leute gebe es, die, was ihre Wirthschaft

betrifft, mit klaren Augen sehen? die von ihrer Umgebung und durch ihre Beamten nicht irregeführt werden, und Denjenigen, der das meiste Vertrauen verdient, glücklich herausfinden? Und nun erst der Fürst eines so großen und vielfach gegliederten Reiches! Daher setzte er seine Hoffnung einzig und allein a rege male informato ad regem melius informandum.

Mehr als einmal sagte er, eben am Anfang des Jahres 1860: „Sie werden sehen, daß aus Franz Joseph noch der constitutionellste Herrscher wird. Er hält lange zu seinen Ministern, verwirft nicht leicht ein einmal adoptirtes System und weiß seine individuellen Ansichten denen seiner Minister aufzuopfern, sobald er Vertrauen zu ihnen hat. Wenn er verantwortliche constitutionelle Minister haben wird — il les laissera faire!"

Ja wohl; aber der Monarch kann nicht unmittelbar und für sich allein in die Action eintreten. Man muß einen Weg ausfindig machen, daß er gleichsam zur That aufgerufen, daß er offen über den Zustand des Reiches und die wahren Bedürfnisse und Wünsche der Völker in Kenntniß gesetzt werde und daß er die Männer kennen lerne, die im Falle eines Systemwechsels, Talent und allgemeines Vertrauen zur Regierung beruft.

Im Zusammenhange mit diesen Ansichten gelangte Széchenyi zu der Idee, die ihn vielfach beschäftigte, eine Versammlung nach Wien zu berufen, die wörtlich eine „Assemblée des notables" oder eine Vereinigung der hervorragendsten Männer des Landes, sich damit zu befassen hätte, in freier Diskussion die etwaigen Wünsche des Landes festzustellen und zu verzeichnen.

Dieselbe brauche keinen officiellen Anstrich zu haben und auch nicht von der Regierung einberufen zu werden; es war dazu nur die stillschweigende Erlaubniß der Letzteren erforderlich und daß sie das Zustandekommen einer solchen Privatkonferenz gestattete.

Ernstlich beschäftigte sich Széchenyi mit der Ausführung dieses Planes. Er verhandelte darüber mit vielen ausgezeichneten Landsleuten, verzeichnete sich die Namen aller Derer, die in irgend einem Fache hervorragend erschienen, ohne Rücksicht auf Rang, Glaubensbekenntniß, Nationalität, wenn man nur von ihnen füglich sagen konnte, daß sie die Elemente der öffentlichen Meinung bildeten und dachte auch an die Schriftführer der Conferenz, indem er Maximilian Falk und meine Wenigkeit als Solche dazu auserſah, die befähigt wären, auch in mehreren Sprachen die Feder zu führen.*)

In erster Linie waren es natürlich die Angelegenheiten Ungarns, die ihm vorschwebten. Allein er nahm auch die Nothwendigkeit einer Conferenz mit Männern aus den Erbländern des Reiches in seine Berechnung auf. Niemand ging so tief, wie er, darauf ein, daß auch die Verhältnisse des Gesammtstaates, ja diese vor allem Andern, ins Reine gebracht und im Wege der Gesetzgebung geregelt werden müßten.

Als Graf Rechberg Széchenyi in Döbling besuchte, sprach dieser mit Jenem viel und eingänglich darüber, wie die Verwirrung in den öffentlichen Zuständen aufgehoben werden könnte und stellte als erste Bedingung hin, daß

*) Auch dieses Namensverzeichniß fiel mit den Schriften Széchenyi's der Polizei in die Hände und wurde wahrscheinlich als ein wichtiges Dokument zur Entdeckung einer großartigen Conspiration angesehen. A. K.

Ungarn in seine constitutionellen Rechte wieder eingesetzt werden müsse. Auch theilte er ihm den Plan der Versammlung mit.

Wie ich vernommen, hätte Se. Excellenz, Graf Rechberg, nach dieser Begegnung sich in vertrauten Kreisen über die mit Széchenyi gepflogene Conferenz also geäußert: „Man sieht im Grunde doch, daß der Graf in's Irrenhaus gehört."

Ich weiß nicht, ob nicht Se. Excellenz bald darauf seine diesbezügliche Ansicht geändert habe. Aber ich glaube, wenn der geehrte Graf, dem hinsichtlich der Inaugurirung einer neuen und besseren Zeit, nach Sr. Majestät, das meiste Verdienst zuerkannt werden muß, heute auf die Geschehnisse von 1860 zurückblickt, daß er die damaligen Aeußerungen Széchenyi's nicht mehr als Ideen eines Irrsinnigen bezeichnen werde; denn Vieles, was man damals für unglaublich gehalten, hat sich seither als vollkommen richtig bewährt.

Jedenfalls war Széchenyi mehr, als Graf Rechberg, in der Lage, über die Bedingungen zu urtheilen, auf welche die Regierung eingehen mußte, wenn sie — was unvermeidlich war — Ungarn pacificiren wollte, denn ihm waren die Verhältnisse genauer bekannt. In den österreichischen Regierungskreisen hoffte man allgemein, die Pacificirung Ungarns um einen geringen Preis zu erkaufen und sie stellten denselben so niedrig, daß wenn ihnen ein in die Lage der Dinge Eingeweihter „reinen Wein einschenkte", sie der Meinung waren sie hätten es mit einem Narren zu thun.

Und schließlich schien auch der Grundgedanke des nach beiläufig einem halben Jahre einberufenen „Verstärkten Reichsrathes" mit der von Széchenyi vorgeschlagenen Conferenz große Aehnlichkeit zu haben, nur daß derselbe eine regelrecht zusammengestellte Versammlung war und auf breiterer Basis beruhte, indem er sich über das ganze Reich erstreckte, während Széchenyi vorerst nur Ungarn vor Augen hatte.

Gleichwohl hatte Graf Rechberg mit obiger Anspielung die wunde Stelle in Széchenyi's Plane getroffen. Daran konnte allerdings nicht gedacht werden, daß die hervorragendsten Männer des Landes sich, um die Zukunft des Landes zu berathen, in einem Irrenhause versammeln würden.... hinwieder war, was diesen Punkt betraf, Széchenyi auf das Aeußerste entschlossen — das Haus, in dem er sich befand, nicht zu verlassen.

Zuletzt hat es das Schicksal so gewollt, daß so lange Széchenyi lebte, seine Ideen nicht zur Verwirklichung gelangten. Die Ereignisse nahmen plötzlich eine Wendung, die für sein Dasein verhängnißvoll werden sollte.

5.

Der dritte März 1860.

Polizeiliche Hausdurchsuchung bei Széchenyi und bei Anderen. Einzelne Episoden dieser polizeilichen Heldenthat.

Am 3. März 1860 um halb sieben Uhr Morgens fand zugleich beim Grafen Széchenyi und bei Dr. Görgen in Döbling, bei den jungen Grafen Széchenyi in der Stadtwohnung, beim Grafen Geiza Zichy, bei Maximilian Falk, bei Ernst Hollán, der Abends vorher unvermuthet in Wien angekommen war, und endlich bei dem Schreiber dieser Zeilen polizeiliche Hausdurchsuchung statt.

Das war eine in der Sprache der Polizei sogenannte „Razzia", ein Vorgang, der auf das Herz eines jeden gesunden Polizeibeamten erhebend wirkte, in der Weise etwa, wie wenn man eine Räuberbande, die lange Zeit ihr Unwesen getrieben hat, schließlich aufgreift und festsetzt.

Man sagt, 40 Fiakres und doppelt so viel Beamte seien an jenem Morgen in Bewegung gewesen und es ist ein Umstand, der den Stand unserer Staatsfinanzen zur Genüge beleuchtet, daß man um plump erlogene Luftschlösser einzunehmen, so weitläufige Landpartieen auf Staatskosten anstellen darf.

Die Döblinger Anstalt — Haus und Garten — wurde von einer Schaar „Vertrauter" und Polizeisoldaten umzingelt; natürlich — damit der alte, kranke Graf nicht entwische, oder wenn er sich mit den Waffen in der Hand zur Wehr setzen sollte, er die erwähnte Großmacht schlachtgerüstet finde.

Plötzlich wurde Széchenyi auf seinen Zimmern von dem berühmten Polizeirath Felsenthal in Begleitung zweier Commissäre überrascht.

Soviel uns von dieser Hausdurchsuchung bekannt geworden ist, bot dieselbe sehr piquante Episoden dar, die aber leider nicht wiedergegeben werden können.

Genug, der Graf, dem sonst kleine Ueberraschungen eine große Nervenerschütterung verursachten, den, als man ihm den bekannten Klausenburger Toast telegraphirte, beinahe der Schlag getroffen hätte, was, wie er selber sagte, zuverlässig geschehen wäre, wenn das bezügliche Telegramm zufällig in

der Nacht eintraf, empfing trotz seiner bekannten Nervosität die Polizeibeamten mit möglichster „Contenance", bot ihnen nach der ersten Ueberraschung in zwangsloser Cavaliersmanier sogar Cigarren an und streute rechts und links Gelegenheitswitze aus, deren einige Herr Felsenthal später ohne Zweifel zu Protocoll genommen haben wird, und die für sich zu behalten Széchenyi klüger gethan hätte.

Mit einem Worte, Széchenyi sah den wichtigen Amtsvorgang für das an, was er wirklich war, nämlich für eine Farce, für eine ernsthaft gespielte Posse und benahm sich darnach.

Allein wie für ihm selber in jenem Augenblicke die Sache nicht gleichgültig sein konnte: so ist es für die Nation bis heute und wird es immer ein Verlust sein, daß alle Papiere Széchenyi's und besonders sein seit Jahrzehenden pünktlich geführtes Tagebuch von der Polizei weggenommen worden sind. Es wurden damit gewiß sehr werthvolle Stücke, die einen integrirenden Theil unserer neueren Geschichte ausmachen, und schätzbare, über das Leben und den Charakter des großen Patrioten volles Licht verbreitende Daten confiscirt und niemals zurückgegeben, obschon die kleinste Gabe gesunden Menschenverstandes hinreicht, um einzusehen, daß durch sie der heutige Bestand der österreichischen Monarchie nicht im Geringsten erschüttert wird, wenn sie vielleicht auch nicht im Stande sind, den Angelegenheiten eine bessere Wendung zu geben,

Dies im Vorbeigehen gesagt, muß noch erwähnt werden, daß Herr Felsenthal während des ämtlichen Vorgehens sich sehr anständig betrug und die Hausdurchsuchung — wie halbofficielle Blätter berichteten — mit der größten Schonung durchgeführt wurde.

Hausdurchsuchung und Schonung, wie dergleichen zusammengestimmt, das zu entscheiden muß ich einer subtileren Einbildungskraft, als die meinige ist, überlassen.

Was fand die Polizei bei Széchenyi?

Nichts.

Faßt man den großartigen Verdacht der Regierung ins Auge und den handgreiflichen Zweck der Hausdurchsuchung — so muß man sagen, n i c h t s.

So viel ich weiß, fanden sich unter seinen Papiren die Bruchstücke von einigen Flugschriften, die das Papier nicht werth waren, darauf sie geschrieben waren.

Und was fand man bei den übrigen Landsleuten?

Bei H o l l á n? *) Landkarten und ich glaube Zeichnungen für Eisenbahnen.

*) Er ist Eisenbahn-Ingenieur; — gegenwärtig Mitglied des Unterhauses.

Bei Maximilian Falk? Makulatur. Denn dieser Mann pflegt seine Geisteskinder nicht in den Kasten zu sperren, sondern vertraute sie den Fittigen der Post.

Bei den jungen Grafen? Man kann sich's wohl denken — Liebesbriefe.

Bei mir? — Soll bald gesagt werden.

Alles zusammengenommen, glaube ich, daß als Baron Thierry die mit so vielem Getöse und großem Kostenaufwand zusammengetragenen Schätze überblickte, er seufzend ausgerufen haben mag:

„Non meritá la spesa."

Wie gesagt, an jenem merkwürdigen 3. März um halb 7 Uhr Morgens wurde auch ich mit einem polizeilichen Besuche beehrt.

Daß ich in der ganzen Angelegenheit für eine bedeutende Person angesehen wurde, mußte ich zu meinem Schrecken daraus schließen, daß in Begleitung zweier Polizeidiener und eines Policeicommissärs, der Wiener Polizeidirektor, Herr Hofrath Weber selbst so gütig war, sich zu mir zu bemühen.

Die zwei Eingänge zu meiner Wohnung wurden so scharf bewacht, daß selbst die Mägde nicht mit Milch oder Wasser ein- und ausgehen durften, was meine früh Morgens auf ihren Kaffee wartenden Kinder sehr übel nahmen. Ich lag noch im Bette, als eine der Mägde melden kam, daß zwei Herren mich sprechen wollten.

„Sie sollen später kommen" — sagte ich in meiner Unschuld.

Die Magd ging, kam aber wieder und berichtete, daß die beiden Herren sich nicht abweisen ließen, sondern mir zu wissen thäten, ich sollte mich anziehen."

Jetzt aber loderte der Docht meiner schlimmen Ahnung zur hellen Flamme auf. Ich warf mein Hauskleid um und eilte hinaus. Schon im Vorzimmer traf ich den Herrn Hofrath in seiner ganzen Herrlichkeit.

Ein Muster eines böhmisch-deutschen Polizeibeamten. Glattes Gesicht, wüst und kahl. Niemand würde darin die kleinste Spur eines Gedankenflugs oder Gefühls-Regung entdeckt haben. Die Augen blickten durch die glänzende Brille, wie Diamanten, so schneidend, so kalt, aber eben so nichtssagend, wie das Gesicht. In seinem Benehmen verstand er es, der Allerhöflichste nach oben hinauf, aber der Allergröbste nach unten hinab, gegenüber von Niedrigergestellten oder vollends von Inquisiten zu sein.

„Auf Befehl Sr. Exzellenz, des Herrn Polizeiministers, soll ich bei Ihnen Hausdurchsuchung halten", sagte er kurz und kalt.

„Ganz nach Belieben — erwiderte ich. Bitte hier herein zu kommen. Das ist mein Arbeitszimmer. Hier der Schlüssel meines Schreibtisches."

Herr Weber richtete vernichtende Blicke auf mich, als hätte er sagen wollen: „Sie noch verworfener, als Mazzini und Garibaldi", öffnete dann der Reihe nach Lade um Lade und begann in dem Haufen der päckchenweise

zusammengebundenen, seit nahezu zwanzig Jahren angesammelten, in fünf bis sechs Sprachen geschriebenen Briefen von Vater-, Geschwister- und Freundeshand mit bewunderungswürdiger Ruhe und Consequenz herumzuwühlen und zu lesen.

Die ungarisch geschriebenen Briefe, die weder er noch sein Gehilfe verstand, legte er bei Seite. Am Rande einiger nahm er die Namen Sigmund Kemény, Danielik und Andere damals sehr polizeiwidrige Namen wahr und mochte sie unfehlbar für sehr wichtige corpora delicti halten, obwohl kein Sterbenswörtlein Politik darin vorkam. So entdeckte er auch glücklich einige zum Andenken aufbewahrte Kossuthbanknoten, die er unbarmherzig den übrigen confiscirten Gegenständen zugesellte. Worüber er aber besonders und lange sich den Kopf zerbrach — war eine Schreibtafel aus Porzellan, auf welche ich täglich den Barometerstand mit Zahlen anzumerken gewohnt war. Immer wieder nahm er sie in die Hand, als ob er irgend welche cabbalistische oder Zeichen einer geheimen Verschwörung darauf erblickte und legte sie dann wieder zurück.

So dauerte dies drei Stunden lang. Möbel, Bibliothek, ja sogar der Kleiderschrank meiner Frau, Alles wurde durchsucht... Doch trotz alles Eifers fand Herr Weber nichts, weil es da nichts gab, was er hätte finden können, mit Ausnahme eines Päckchens Briefe von Széchenyi, welche der Genius des Hauses, der bei derartigen Unglücksfällen in der Regel mehr Geistesgegenwart als der Mann besitzt, in seinem Busen zu verbergen, geschickt genug gewesen war. Aber auch diese Briefe waren ja, wie der freundliche Leser sich selbst überzeugen konnte, sehr unschuldiger Natur. Gleichwohl würden sie mir damals einen schlimmen Dienst erwiesen haben, wenn man sie gefunden hätte.

Endlich packte der Herr Hofrath die confiscirten Schätze, für welche Rothschild dem Staate keinen rothen Heller vorgestreckt haben würde, zusammen, um die es mir aber noch heute leid ist, weil sich darunter auch die Briefe meiner Lieben, meiner Jugendfreunde und meines armen Vaters befanden, die ich nie zurückerhalten hatte.

Mit demselben eiskalten Gesichte, mit welchem der Polizeidirektor gekommen war, entfernte er sich auch wieder. Die Großmachtstellung Oesterreichs war gerettet.

Während seiner Anwesenheit ward ich so scharf beaufsichtigt, daß als ich mich an einen Anstands halber nicht näher zu bezeichnenden, aber unvermeidlichen Ort begeben wollte, der Polizeicommissär beordert wurde, mich dahin zu begleiten. Und so geschah es. Ich war ja selbst „Polizeicommissär"; also nichts als Collegialität.

Als ich wieder allein war, bei meinem von fremden Händen durchwühlten und entheiligten Tische, fiel mir ein, daß mich Gott doch ein wenig lieb hatte... Denn erst den zweiten Tag vorher hatte mir Széchenyi ein Manuscript zum Durchlesen übergeben, damit ich beurtheilen sollte, ob es herausgegeben zu werden verdient.

Es war eine wohlgemeinte, aber nicht gut angebrachte und taktlos beleidigende Schrift. Ich kann sagen, sie brannte mir in den Händen. Gleich

Tags darauf brachte ich sie zurück und übergab sie mit dem Erachten, daß sie nicht zum Drucke geeignet sei.

Wäre die Polizei gestern und nicht eben heute zur Hausdurchsuchung erschienen, so findet sie die Schrift bei mir und daraus hätte allerdings eine ernste Verwickelung entstehen können und doch würde auch in diesem Falle das Mißgeschick einen Schuldlosen ereilt haben.

Es ist der Erwähnung werth, daß ich Tags zuvor — Freitags, am 2. März — bis 11 Uhr Abends bei Széchenyi war. Wir waren ganz allein und hatten uns in eine sehr ernste Unterredung vertieft und .... was noch merkwürdiger ist — wenige Stunden vor der von der österreichischen Regierung angeordneten polizeilichen Untersuchung — sprachen wir von der Nothwendigkeit des Fortbestandes Oesterreichs. Der Graf setzte auseinander, wie er oft zu thun pflegte, daß unser Fortbestand als Nation lediglich durch den unerschütterten Bestand des österreichischen Staates verbürgt sei. Würde Oesterreich erschüttert — so fielen nach mehr oder weniger, längeren oder kürzeren Uebergangsstadien, die Donauprovinzen Rußland als Beute anheim. Wir hoben dabei den Unterschied hervor, welcher selbst in Bezug auf das Unterdrückungs-System zwischen Oesterreich und Rußland bestünde. Jenes ist ein Rohrstab, dies eine Eisenruthe. — Unter Oesterreich entwickelt sich sogar in Folge des Druckes unsere Nationalität, — aber unter dem materiellen und geistigen Drucke von 60 Millionen Russen wäre es bald um uns geschehen. Möchten dies unsere Landsleute doch gehörig zu Herzen nehmen!

So sprach, solche Besorgnisse äußerte der Mann — bei dem einige Stunden später die Polizei einbrach und den polizeiliche Schonungslosigkeit in ein frühes Grab getrieben!

Der dritte März war der Wendepunkt meines Lebens. Ich kleidete mich an und ging schnurgrade zu Baron Thierry, dem Polizeiminister.

Se. Exzellenz war ein kleiner, untersetzter, blonder Herr, mit einem wenig Geist verrathendem Gesicht, obschon dazu eine hohe kahle Stirn gehörte. Seine Auffassung war so trivial und seine Sprechweise von einer Beschaffenheit, wie ich es bei einem ehemaligen Hofrath des Ministeriums des Aeußern nicht vorausgesetzt hätte.

Ich sagte ihm, wie sehr mich die Hausdurchsuchung überrascht hätte und welch' eine Unwürdigkeit in Betreff meiner ich darin erblickte, der ich immer auf offenem Wege im Leben einherzugehen gewohnt sei. Ich bat Se. Exzellenz die Untersuchung energisch betreiben aber auch beschleunigen zu lassen. Denn wie Se. Exzellenz zugeben werde, könne ich nach dem heutigen „Mißtrauensvotum“ mein Amt nicht länger bekleiden.

Se. Exzellenz antwortete mit gewaltigem Ernst und mit strafender Miene. Er besaß jene bureaukratische Weltanschauung, der zufolge ein Beamter mit Leib und Seele Eigenthum der Regierung ist, von der er seinen Gehalt bezieht.

Daß ein Beamter über dies hinaus sich als Staatsbürger fühlen, ja

sogar gegen eine, die Existenz des Staates gefährdende Regierung Opposition machen und mit der Feder agitiren dürfe — das würde er eine Blasphemie genannt haben. Natürlich mußte ich in seinen, wie in den Augen eines jeden Beamten als ein entsetzlich schuldbeladener, perfider Mensch erscheinen, der das Vertrauen der Regierung schmählich gemißbraucht und ein böses Spiel damit getrieben hatte.

„Sie haben sich schwer compromittirt“, sagte er, das Gewicht eines Centners in jedes seiner Worte legend.

„Ich wüßte in der That nicht, wodurch, Herr Minister!“

„Sie hätten die Sache anzeigen sollen.“

„Was hätte ich anzeigen sollen? Daß Széchenyi den „Blick“ geschrieben? Das weiß heutzutage jedes Kind und wer je irgend etwas von ihm gelesen, konnte es gleich auf der ersten Seite errathen. Ich weiß also nicht, was ich hätte anzeigen sollen.“

„Sie hätten anzeigen sollen, daß Sie in ein Haus, wie das des Grafen Széchenyi, gingen und Alles, was in Döbling geschah, zu meiner Kenntniß bringen. Das habe ich auch erwartet, denn ich verfolge Sie seit langer Zeit mit Aufmerksamkeit. Sie jedoch haben nicht nur ihre Pflicht nicht erfüllt, sondern im Gegentheil an den dortigen böswilligen Conventikeln Theil genommen.“

„Vergebung, Exzellenz! meine Pflicht bestand darin, Bücher zu censuriren, aber nicht zu denunciren. Dann hätte es auch beim besten Willen nichts zu denunciren gegeben; ich bin in Döbling stets in anständiger Gesellschaft gewesen und machte auch kein Geheimniß daraus, daß ich hingehe, vielmehr bin ich stolz darauf. Dem schließlich — gebe Gott, daß Oesterreich zweihundert Staatsmänner besäße, wie Stefan Széchenyi!“

Der Minister war von der Wärme, mit welcher ich sprach, ein wenig betroffen. Er schien es dunkel zu ahnen, daß was ich sagte, keine Thorheit sei; gleichwohl gab er seinen glanzlosen Augen den Ausdruck des Argwohnes und entließ mich, nachdem er mich meines Amtes enthoben, mit dem Versprechen daß er die Untersuchung werde beschleunigen lassen.

6.

Tod und Begräbniß des größten Magyaren.

Nach den Hausdurchsuchungen war ich ohne Zweifel unter specielle polizeiliche Aufsicht gestellt worden und wurde jeder meiner Schritte noch mehr als bisher belauert. Wenn ich den Grafen besucht hätte, würden sie uns beschuldigt haben, daß wir uns darüber verständigten, wie wir den Untersuchungsrichter hinters Licht führen könnten. Damit aber hätte ich jedenfalls die Lage des Grafen schlimmer gemacht und unserer Sache geschadet.

Während der fünf Wochen, die zwischen der Hausdurchsuchung und dem Tode Széchenyi's liegen, erhielt ich durch seine Familie regelmäßig Nachricht über sein Befinden und alle seine Umstände.

Wie ich vernahm, war sein Zustand besorgnißerregend und geeignet, das Schlimmste befürchten zu lassen. Und doch war ich über allen Ausdruck überrascht und erschüttert, wie von etwas völlig Unerwartetem, als ich am 8. April, am Ostersonntag früh zum Grafen Béla Széchenyi ging und in der Wohnung eine unheilverkündende Aufregung und ein unheimliches Kommen und Gehen gewahrte, und kaum, daß ich ins Zimmer getreten war, der Graf mir mit tiefem Ernste zurief: „Wissen Sie es noch nicht? — Mein Vater ist heute Nacht gestorben."

Ich war im Augenblick keines andern Gedankens fähig, nahm die Nachricht, daß der Graf gestorben sei, wörtlich und fand es sehr natürlich, daß die Aufregungen der letzten Wochen den in so gefährlicher Weise nervenkranken Mann völlig gebrochen und daß er in Folge dessen gestorben sei."

„Man hat ihn gemordet" . . . sagte ich empört.

Erst im weiteren Verlauf des Gesprächs begriff ich die schreckliche Wahrheit — daß Stephan Széchenyi am Morgen todt in seinem Armsessel angetroffen worden sei, mit zerschmetterter Hirnschale, im Schooße die Pistole, mit welcher er seinem Leben selbst ein Ende gemacht hatte.

Unter dem ersten, vernichtenden Eindrucke eines großen Ereignisses strömen alle Empfindungen und Gedanken des Menschen in einem dunkeln Chaos zusammen, denn Alles, was es zufolge seiner Größe in uns weckt, drängt sich auf einmal in Herz und Gehirn, so daß wir nicht fähig sind, dem

einzelnen Moment des innern Lebens einen klaren Ausdruck zu geben. Ohne Zusammenhang ausgesprochene Bemerkungen, abgebrochene Klagen, Seufzer und Mannesthränen folgten abwechselnd aufeinander, in dem Maße, als die Landsleute kamen und gingen, die, als sie die Schreckenskunde vernommen, in den Kreis der gräflichen Familie geeilt waren, ihr Mitleid und ihre Theilnahme auszudrücken.

Graf Béla, dem als dem ältesten Sohne die schwere Sorge des Augenblicks oblag, Ödön, der jüngere, dann die Grafen Heinrich, Gejza, Rudolf und Nikolaus Zichy, zwar Stiefsöhne, aber herzlich geliebte, theilten sich in die Menge der zu vollziehenden traurigen Pflichten; der gute Genius des Geschiedenen, seine Gattin, überließ sich, gebeugt und gebrochen, völlig passiv ihrem Schmerze.

Am 10. April Morgens 10 Uhr bewegte sich auf der Währinger und Nußdorfer Straße ein langer Zug auserlesener Herrschaftsequipagen mit den Mitgliedern des gräflichen Hauses und der in Wien wohnenden höchsten Aristokratie nach der einfachen, kleinen Kirche in Döbling, wo auf einfachem schwarzen Katafalk, in einfachem, mit einem Kreuze gezierten Sarge das hervorragendste und gefeiertste Glied der ungarischen Aristokratie lag — Graf Stefan Széchenyi.

Der Priester sprach den Segen und die 60—70 Anwesenden waren in Gebet versunken. Nach einer Viertelstunde hob man den einfachen Sarg auf den Wagen, der sich in Bewegung setzte, um nach Zinkendorf zur ewigen Ruhe die irdische Hülle einer großen Seele zn bringen, die auf Erden keine Ruhe gefunden hatte.

Aber in das Auge des Patrioten und des Menschen drang aus der Tiefe des Herzens eine bittere Zähre über die entsetzliche Ironie des Geschickes, das einen der edelsten und mächtigsten Geister, den stolzesten Sohn einer stolzen Nation, den Mann von fürstlicher Mission, „den Größten der Magyaren“ im Irrenhause verkommen ließ.

7.

Wer war der Mörder Széchenyi's? Untersuchung wider Dr. Görgen. Zeugenaussagen. Resultate.

Am Morgen des 8. Aprils 1860 wurde das Polizeicommissariat zu Döbling von Dr. Görgen in Kenntniß gesetzt, daß Graf Stephan Széchenyi, der bisher in der Irrenanstalt gewohnt hatte, am Morgen in seinem Zimmer todt angetroffen worden sei und daß er in vergangener Nacht durch einen Schuß aus einer wahrscheinlich mit Wasser geladenen Pistole seinem Leben selbst ein Ende gemacht habe.

Das Wiener Kriminalgericht von der Polizei über das Ereigniß unterrichtet, sandte eine gerichtliche Commission, welche sich um 3 Uhr Nachmittag nach Döbling begab und folgende Meldung erstattete:

„Der Leichnam des Grafen wurde in einem Armsessel in sitzender Stellung angetroffen, beide Arme waren an den Schenkeln herabgesunken; auf dem linken Schenkel lag die entladene Pistole.

„Die linke Seite des Hauptes war völlig zerschmettert; die Hirnschale lag vier bis fünf Schritte entfernt auf dem Fußboden; das Gehirn war an den Wänden und am Plafond des Zimmers verspritzt.

„Als Schießmaterial ward ein Baumwollenpfropfen und im Gehirn Vogelschrot vorgefunden.

Aus der Untersuchung der Schädelknochen ergab sich, daß die Pistole, gut berechnet, auf den schwächsten Knochen in der linken Augenhöhle gerichtet, daß Sie wahrscheinlich fest darauf gepreßt war, so daß der Schuß keinen starken Knall verursachen konnte.

Es springt in die Augen, daß dieser beklagenswerthe Fall vor allem Andern der Regierung zu Statten kam und sie aus großer Verlegenheit befreite:

Nach dem skandalösen Vorgang der Hausdurchsuchung Széchenyi unangefochten lassen und damit ihn für unschuldig erklären, das ging ohne große Selbstbeschämung nicht.

Hinwieder wäre es, wenn man das ehrwürdige Alter der in Rede stehenden Persönlichkeit, deren großartige Verdienste in der Vergangenheit

und außerordentliche Popularität in dem ohnehin unruhigen Ungarn ins Auge faßte, mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden gewesen, ihn vor Gericht zu stellen, wenn er auch wirklich nach einigen Dutzenden der 532 Paragraphe des dehnsamen österreichischen Strafgesetzbuches als schuldig hätte verurtheilt werden können.

Es hätte dies endlich eine öffentliche Discussion über Thatsachen und Prinzipien herbeigeführt, deren Erörterung der Regierung keinen Vortheil gebracht haben würde.

Aber wie, wenn der Gerichtshof, wie zu erwarten stand, in der Untersuchung gegen Széchenyi keinen Thatbestand entdeckte und es sich vor aller Welt herausstellte, daß die Regierung auch diesmal, wie gewöhnlich, nur nach plumpen Denunciationen vorging und unüberlegter Weise Lärm schlug und einen ungerechtfertigten Skandal hervorrief?

Es wäre in diesem Falle kein anderer Ausweg übrig geblieben, als Széchenyi für wahnsinnig zu erklären. Wohl; aber hätte man den polizeilichen Vorgang vom 3. März mehr ins Lächerliche ziehen können, als wenn man eingestand, daß er gegen einen Wahnsinnigen gerichtet war?

Wie gelegen und angenehm mußte daher für die Regierung, beziehungsweise für die Clique Thierry der Tod Széchenyi's sein! Gab er doch den subventionirten Blättern des Auslandes, insonderheit der „Augsburger Allgemeinen" Gelegenheit in die Posaune zu stoßen: „seht, nun ist es erwiesen, wie nothwendig und durch das Interesse der öffentlichen Sicherheit gerechtfertigt die Untersuchung gegen Széchenyi war! Széchenyi hat sich erschossen, damit er den Folgen seiner Verurtheilung entgehe, weil er sich schuldig, im hohen Grade schuldig gefühlt hat."

Auf der andern Seite trat die Staatsgewalt — aprés coup — als der Wächter des Lebens Széchenyi und als Rächer seines Todes auf. Wie undenkbar auch der Verdacht sein mochte, daß Széchenyi von fremder Hand ermordet worden wäre, — es lag im Interesse der Regierung, es außer allen Zweifel zu setzen, daß Széchenyi sich selbst getödtet habe und daß die Regierung mit aller Strenge gegen Diejenigen vorgehe, die an seinem Selbstmorde schuld waren.

Unübertreffliche Komödie! — Die Polizei der Wächter eines ihr so theuren Lebens, wie das Széchenyi's und der Rächer seines Todes!! Genug, es begann eine weitausholende Untersuchuug gegen Dr. Görgen, der als Inhaber und Leiter der Anstalt, in welcher der Unglücksfall sich ereignet, unmittelbar gehalten war, auf Széchenyi, als seinen Patienten, acht zu haben und der wegen seines Todes zur Rechenschaft gezogen werden müsse.

Bei dieser Untersuchung wurden als Zeugen vernommen: die Sekundärärzte des Hauses, die Wärter, beziehungsweise Diener Széchenyi's, die Glieder der gräflichen Familie und endlich der Schreiber dieser Zeilen.

Ich halte es für zweckmäßig, zuerst die eidlichen Aussagen Dr. Görgens und Dr. Goldbergs und schließlich die der Diener dem Leser vorzuführen, damit er sich dann aus den einzelnen Momenten derselben sein Urtheil bilden könne.

Die Zeugenverhöre.

Dr. Görgen, von Wien gebürtig, 45 Jahre alt, hatte nach seines Vaters Tode mit dem Eigenthumsrecht der Döblinger Irrenanstalt zugleich deren Leitung übernommen. Bevor er sich in seiner Zeugenaussage auf die Schilderung der Lage Széchenyi's in der Anstalt einließ, hielt er es für nothwendig auf die Charakterisirung der Vergangenheit und der Persönlichkeit des Grafen umständlich einzugehen.

Ich hebe aus dieser Aussage einige Punkte hervor, die nicht sowohl Széchenyi, als vielmehr den geistigen Horizont Dr. Görgen's und seine Auffassung des großen Kranken characterisiren.*)

Nachdem er in den seine Krankheitsgeschichte einleitenden Worten von der Geburt und Jugend des Patienten, dann von dessen Rücktritt von der militärischen Laufbahn gesprochen — Umstände, die jedem Ungar zur Genüge bekannt sind — fährt er also fort:

„Nachdem der Graf die von seinem Vater geerbten Güter angetreten, begab er sich auf Reisen und besuchte zu wiederholten Malen England, wo er alle jene politischen und staatsökonomischen Ideen einsog, die er später ohne alle historische und staatswissenschaftliche Kenntniß (?) auf die ungarischen Verhältnisse anzupassen versuchte."

„Einen Wendepunkt im Leben des Grafen bildete das Jahr 1825. In diesem Jahre fühlte er sich plötzlich berufen, von seinem Rechte als ungarischer Magnat Gebrauch zu machen und auf dem damaligen Landtag zu erscheinen. Hier sprach er zum erstenmal öffentlich; aber da er die bei der Magnatentafel übliche lateinische Sprache nicht verstand und deutsch zu sprechen aus Stolz verschmähte, so war er genöthigt, ungarisch zu sprechen, von welcher Sprache er nicht mehr verstand, als was zum Verkehr mit der Dienerschaft erforderlich war. (?) Später gab er sich mit der Erlernung der ungarischen Sprache viel Mühe; aber grammatikalisch gebildete (?) Ungarn hatten immer ein Lächeln des Bedauerns für die ungarische Sprachkenntniß des Grafen." (!)

„Seit 1825 war die Politik seine Lieblingsbeschäftigung. Er weihte sein Leben der politischen Agitation, war ohne bestimmt ausgesprochene Richtung bald Demokrat (?), bald Altkonservativer; (?) er hielt eigentlich zu keiner Partei, sondern kokettirte mit allen." (Wir sehen, an dem Doctor ist ein Tacitus verloren.)

„Sein andauerndes Streben galt der Befriedigung seiner grenzenlosen Eitelkeit. So entstand das Casino, die Akademie, die Pester Kettenbrücke, bis sein beständiger Antagonist, Kossuth, im Jahre 1848 allen diesen Machinationen (!) ein Ende machte und Széchenyi, dem die Ereignisse über den Kopf gewachsen waren, sich mit seinem Todfeinde, (!) dem gefährlichen Agitator, an einem und demselben Ministertische befand."

Wir wollen diesen einer Marktböckerin würdigen Vortrag nicht weiter fortsetzen. Für eine solche Karrikatur, wie er sie hier selber gezeichnet, hielt er

*) Dieses Zeugenverhör erblickte zuerst in der zu Wien erscheinenden „Glocke", Jahrgang 1863, das Licht der Welt.

Széchenyi. Man sieht, daß in ihm keine Spur von Pietät gegen seinen hohen Patienten war, den zu verstehen er die Fähigkeit nicht besaß, und dieser Umstand hatte einen verhängnißvollen Einfluß auf die Katastrophe, die Széchenyi in der Anstalt ereilen sollte.

Sehen wir:

Nachdem Dr. Görgen in seiner Zeugenaussage bis zu jenem Zeitabschnitte gekommen, da der Gemüthszustand des Grafen sich wesentlich gebessert hatte und seine Besuche sich mehrten, läßt er sich weiter vernehmen:

„Die häufigen Besuche, die der Graf empfing, erregten die Aufmerksamkeit der Behörden. (Im Widerspruche hiemit, sagt er anderwärts aus, daß er von dem Zustande des Grafen in der Anstalt Anzeige gemacht habe], aber die Behörden hielten es für überflüßig sich in die Sache zu mengen oder auch nur den Grafen ärztlich untersuchen zu lassen.)

„Ich wandte mich daher zu wiederholten Malen an Hofrath Czapka (der Wiener Polizeidirektor im Jahre 1859) und an den Statthalter (damals Fürst Lobkowitz), mit dem Wunsche, daß mir die Uebersetzung des Grafen in eine andere Anstalt nur angenehm sei, selbst in dem Falle, wenn es mit Gewalt geschehen müßte, denn der Graf hat wiederholt erklärt, daß er freiwillig mein Haus nie verlassen werde."

„Verschiedene Personen, die in jener Zeit den Grafen besuchten, mögen wahrscheinlich den alten geisteskranken Mann schmählich gemißbraucht und solchergestalt schon damals den Grund zu dem schändlichen Bubenstücke gelegt haben, welches später eine Hauptursache der Schlußkatastrophe war." (Das verstehe, wer's vermag!)

„Das Schreiben diente ihm zur Zerstreuung, und wie es bei den meisten eitlen Menschen der Fall ist, glaubte auch er, daß jeder Einfall, der sein Gehirn durchblitzte, niedergeschrieben und für die Nachwelt aufbewahrt werden müßte. Die in früherer Zeit von ihm herausgegebenen Flugschriften bestätigen diese meine Behauptung zur Genüge. Als seine melancholische Stimmung aufgehört hatte, schrieb der Graf viel. Oft las er mir diese Aufsätze vor, die in der Regel mit irgend einem unschuldigen Gegenstande begannen und dann auf sein Lieblingsthema, die Politik, übergingen. Es versteht sich von selbst, daß er in denselben über die neuester Zeit in Ungarn errichteten Behörden, namentlich über die Polizei, über die Gerechtigkeitspflege und über das gesammte Ministerium gewaltig loszog, ungefähr in der Weise, wie man es von der ungarischen Partei überall hören kann." (?)

„Eine Kotterie dieser elenden und feigen Intriguants (?), im Vereine mit einigen Zeitungsschreibern (Aha!), mißbrauchten den alten schwachen Mann, der nur später die Tragweite der unüberlegten That, zu der man ihn schnöde verleitet hatte, erkannte."

„Nachdem ich wiederholt von Sr. Durchlaucht dem Statthalter und von dem Herrn Hofrath Czapka vernommen hatte, daß sie den Grafen Széchenyi schon seit langer Zeit nicht für geisteskrank hielten, sondern ihn, erforderlichen Falls, wie jeden andern Conspirator, für seine Thaten zur Rechenschaft ziehen würden, erachtete ich es für nothwendig, die gräfliche Familie von dieser Gefahr in Kenntniß zu setzen, die jedoch in meiner Andeutung nichts Anderes zu erblicken vermeinte, als daß ich den Grafen aufregen wollte, um

ihn durch Einschüchterung in seinen früheren melancholischen Zustande zurückzuversetzen."

Die von der Untersuchungskommission aufgeworfenen Fragen über den Geisteszustand des Grafen brachten den guten Görgen in große Verwirrung und wie ihn die Aussagen seiner Collegen, noch mehr aber seine eigenen characterisiren, so ist es kaum glaublich, daß er die zur Psychiatrie erforderliche Verstandesschärfe, den Geist und die übrigen Eigenschaften besessen habe, zumal einem Problem der Heilkunde von Geisteskranken gegenüber, wie das in Rede stehende war. Er, der nicht im Stande war, den gesunden Széchenyi zu begreifen und zu beurtheilen, wie hätte er den Kranken verstehen sollen, ob er krank war, in welchem Grade und in welchem Theile seines Wesens?

Genug, Görgen sagt aus, „daß er den Grafen von der Stunde an, als er in seine Anstalt überbracht worden war, bis zu seinem Tode beständig für geisteskrank angesehen habe," — aber weil trotz seiner oftmal mündlich und persönlich geäußerten Wünsche dennoch keine gerichtsärztliche Untersuchung angeordnet wurde und auch die Stadtphysici gelegentlich der regelmäßig, alle Vierteljahre vorgenommenen Visitation der Anstalt bezüglich Széchenyi dahin sich äußerten, daß sie keinen Auftrag hätten, Széchenyi zu untersuchen, so sei in Folge dessen er, Dr. Görgen, in der Meinung bestärkt worden, „daß der Graf von den Wiener Behörden für geistig gesund angesehen werde."

„Diese Ueberzeugung wurde durch die am 3. März stattgehabte Hausdurchsuchung zur vollen Gewißheit erhoben. Denn es ist ja juridisch unstatthaft, gegen einen Irrsinnigen eine Anklage auf Hochverrath zu erheben."

Es läßt sich nicht läugnen, daß der letztangeführte Grund stark genug war, um Dr. Görgen, der sich unter dessen schützenden Fittig geborgen, von der Verantwortlichkeit für den Tod Széchenyi's frei zu sprechen.

Gleichwohl machte in der Schlußfassung des gegen Dr. Görgen eingeleiteten strafgerichtlichen Verfahrens ein Gerichtsbeisitzer auf obige Erklärungen die nachstehenden Einwendungen:

„Während er, der Irrenarzt, im ersten Theile seiner Vertheidigung die Geisteskrankheit des Grafen selbst anerkennt, sagt er hinterdrein, daß, weil seiner Ansicht zufolge der Graf von den Behörden nicht für geisteskrank angesehen wurde, so sei es folgerichtig gewesen, seine eigene Meinung dieser behördlichen Ansicht zu unterordnen und an der Hand dieser Logik überläßt er den Grafen, dessen Geisteszustand sich in den letzten Wochen sichtbar verschlimmert hatte und dem er in seiner Diagnose eine Selbstmordmanie zuschreibt, unbedingt sich selber."

„Dr. Görgen sagt in seiner Vertheidigung, daß er den Kranken durch strenge Maßregeln nicht habe aufregen wollen. Aber war es denn durchaus unmöglich, dem Grafen die Waffen zu entziehen oder wenigstens das Schießmaterial unbrauchbar zu machen?"

Nun aber kommt das Beste:

„Wer sagt Dr. Görgen, daß die bei Graf Széchenyi vorgenommene Hausdurchsuchung deshalb habe stattfinden müssen, weil der Graf in der Sache compromittirt war? Konnte sie nicht auf andere Personen berechnet sein, die hinterlistiger Weise

den Wahnsinn und das Asyl des Grafen zur Erreichung anderer Zwecke ausbeuteten?"

Auf diesen letzten Satz mach ich den Leser besonders aufmerksam, weil ich auf denselben zurückkommen werde. Vor der Hand sei es genug zu wissen, daß die subtile Streitfrage unentschieden geblieben ist, weil Dr. Görgen, ehe ihm noch die Anklageschrift eingehändigt worden war — starb.

Auf die Frage, wie Széchenyi in den Besitz von Waffen gelangt sei, that Dr. Görgen folgende Aussage:

„Seine Söhne pflegten seit Jahren alle seine Aufträge pünktlich zu vollziehen. So geschah es, daß die verschiedenartigsten Gegenstände, darunter auch Waffen, Pistolen, Flinten, Revolvers dem Grafen gebracht wurden, theils zur Ansicht, theils zum Verschenken, die dann frei und offen in seinen Zimmern herumlagen,

„Nach dem 3. März fragte ich wiederholt die jungen Grafen, ob sie die Waffen von ihm entfernt hätten? Die Frage wurde bejaht; ja man fügte noch hinzu, daß sie wegen allen in das Haus gebrachten Waffen die Verantwortung selbst übernehmen. Die um die Person des Grafen befindlichen Wärter erblickten in mir längst nicht mehr ihren Herrn, wenn sie gleich im Verzeichniß meiner Diener vorkamen, thatsächlich waren sie die Sclaven des Grafen, die er belohnte, wenn sie seine Befehle vollzogen, und die, wenn er bei mir wider sie Klage erhob, leicht entlassen werden konnten.

„Nachdem also die Söhne den Grafen mit Pistolen versehen hatten, so darf man sich nicht wundern, daß die Wärter ihm Schießpulver verschafften und zwar unter dem Vorwande, daß ein alter kranker Haushund damit kurirt werden sollte. Den Vogelschrot hielt er zum Reinigen der Stahlfedern in einem kleinen Glase."

Görgen läugnet es, daß es möglich gewesen wäre, den Grafen am Selbstmorde zu verhindern, denn in dem Augenblicke, in welchem man ihm ernstlich aufgefordert hätte, die Anstalt zu verlassen, würde er eine der herumliegenden Pistolen schnell ergriffen und sich todtgeschossen haben.

Ja hätte er auch keine Pistole gehabt, sagt Görgen an einer anderen Stelle, so würde jede Ueberwachung vergeblich gewesen sein, denn wenn der Graf zu welcher Zeit immer, zum Beispiel in der Nacht die Bruchbänder von seinen Leibschäden herabriß, wäre es unfehlbar sein Tod gewesen.

Das Sonderbarste jedoch ist, daß bei Gelegenheit der Hausdurchsuchung die Polizei die offen und frei herumliegenden Waffen nicht in Beschlag nahm, wozu sie doch — da eine Uebertretung des Waffengesetzes vorlag — berechtigt war, später aber darüber eine gerichtliche Untersuchung stattfand, wer Széchenyi jene Waffen zugetragen hätte?

Die Zeugenaussagen der Diener des Grafen zu Döbling.

Die Wärter, Brach und Bichler, möglicherweise Urheber des Todes Széchenyi's oder mitschuldig an den Versäumnissen Görgens wurden gleichfalls vorgeladen und machten vor Gericht unter Anderem folgende Aussagen:

Nachdem sie den leiblichen und geistigen Zustand des Grafen in den ersten Jahren nach seinem Eintreffen in der Anstalt geschildert, erklärten sie, daß sie den Grafen sehr geliebt, weil er, wenn ihn nicht Schmerzen quälten, ihnen ein gütiger Herr war. Anfänglich war er sehr krank und mußte unter beständiger Aufsicht sein. In späteren Jahren jedoch sprach er wiederholt den Wunsch aus, allein sein zu wollen, weil unsere Gegenwart ihn störe und es wurde uns das neben der Stiege befindliche Eckzimmer zur Schlafstelle angewiesen und nur die mittleren Thüren bis zum Schlafzimmer des Grafen blieben offen."

Doch nach einigen Monaten wurde auch hievon abgegangen. Auch diese Aufsicht war dem Grafen unangenehm; denn um diese Zeit begann er sich immer mehr auf seine Zimmer zu beschränken und konnte weder das Läuten noch das Bellen eines Hundes, noch den Gesang eines Vogels vertragen, während er früher öfters in den Garten hinabgegangen war.

„Erst nach einem Jahre empfing der Graf seine Familie und seine Verwandten und Anfangs mußte jeder Besuch dem Director angezeigt werden; später erhielt der Graf den Schlüssel zum unteren Hofthor und empfing seitdem zu allen Stunden des Tages und des Abends Besuche."

Die Fortgehenden begleitete einer von uns und wir gaben dann wieder dem Grafen den Schlüssel.

Dieser ruhige Zustand dauerte so lange, bis die Hausdurchsuchung beim Grafen geschah. Jetzt aber war es, als ob er auf einmal ganz verändert wäre; er aß überaus wenig und war sehr traurig. Dann besuchte ihn der Regierungsrath Felsenthal und von da an aß er so gut wie nichts.

„Es mag der fünfte oder sechste April gewesen sein — sagte Jakob ferner aus — das ich den Grafen theilnehmend fragte, ob er wieder in der Leber Schmerzen habe, weil er nichts esse? Da wies der Graf auf das Herz und sagte mit klagendem Tone: „Hier schmerzt es! Einen Augenblick später fuhr er mit der Hand über die Stirn und sagte: „Meine Seele ist krank."

„An einem dieser Tage mußte ich auf seinen Befehl mit ihm zu Mittag essen, sagte Brach, indeß mein Kamerad uns bediente. *)

---

*) Ist das die That eines Wahnsinnigen und nicht vielmehr die eines edlen Herzens, das kurz vor seinem Tode einen treuen Diener auszeichnen und belohnen will, dessen Anhänglichkeit ihm länger als ein Jahrzehend die Last des Lebens erleichtert hat? A. K.

„In der Nacht darauf mußte er sehr unruhig geschlafen haben, denn ich fand am Morgen sein Bett in großer Unordnung; am Sonnabend jedoch legte er sich nicht einmal nieder, denn das Bett war gar nicht eingedrückt nur die Decke herabgezogen.

„An diesem Sonnabend sprach er nichts und genoß nur einige Löffel Suppe. Vormittags spielte er mit dem Grafen Geiza Zichy Schach; Nachmittags mit mir und meinem Kameraden das Festungsspiel, aber von 7 bis 10 Uhr Abends abermals mit Herrn Kiss Schach. Als dieser Herr fortging, sagte er, daß der Graf meisterhaft gespielt habe.

„Dann trug ich die Lampe aus dem Schlafzimmer in das Vorzimmer und mein Kamerad, welcher Herrn Kiss herausgelassen hatte, brachte den Schlüssel zurück. Hierauf wünschte der Graf, wie gewöhnlich, gute Nacht und wir waren entlassen. Nun schloß ich die Thür des Vorzimmers, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging in unser Schlafzimmer.

Ein Geräusch oder einen Schuß hat in der unglücklichen Nacht vom 7. auf den 8. April keiner von uns Beiden, noch sonst Jemand im Hause gehört. Nur ein Kranker, welcher unmittelbar unter des Grafen Schlafzimmer wohnte, hat erzählt, daß in jener Nacht in dem über ihm befindlichen Zimmer ein Stuhl umgeworfen worden sei. Wahrscheinlich hat er den Schuß vernommen.

„Als wir Sonntag früh um 7 Uhr in die Wohnung des armen Grafen gehen wollten und nach langem Klopfen keinen Laut hörten, lief mein Kamerad zu Dr. Goldberg und und wir traten darauf mit einander in das Schlafzimmer.

„Aber welch' entsetzlicher Anblick wartete hier unser! Der Graf saß angekleidet im Lehnsessel, mit zertrümmertem Haupt und hielt noch in der rechten Hand die Pistole, mit welcher er sich erschossen hatte.

„Es gab noch einen andern Ausgang aus der Wohnung, aus dem zweiten Zimmer nach dem Korridor. Diesen pflegte in der Regel der Graf selbst zu verschließen. Und siehe, auch jetzt stack der Schlüssel darin. Es ist daher ganz und gar unmöglich, daß irgend ein Fremder von außen her in die Wohnung hätte gelangen können.

„Andererseits liebte und verehrte Jedermann im Hause den Grafen; denn wenn sein Geist frei war — war er lauter Güte. Es wäre daher Bosheit oder Albernheit anzunehmen, daß nicht der Graf selber sich erschossen hätte. Es ist sehr traurig, daß er in einem Anfall tiefen Kummers eigenhändig seinem Leben ein Ende gemacht hat.

„Wie er zur Pistole gekommen sei, kann ich allerdings nicht sagen; aber wenn man weiß; daß seit Jahren Revolvers, Büchsen und Jagdgewehre auf seinem Zimmer waren, so braucht es kein langes Kopfzerbrechen, um das Ganze zu begreifen."

So weit die Aussagen der Krankenwärter des Grafen, die in ihrer Einfachheit das volle Gewicht der Wahrheit besitzen.

Die Aussagen des Sekundärarztes Dr. Goldberg werfen kein neues Licht auf den Gegenstand und können füglich übergangen werden.

Der Hauptpunkt darinnen ist, daß nach seiner Wahrnehmung der 3. März den Wendepunkt im Seelenzustande des Grafen gebildet habe.

„Von da an, sagte er, war seine Munterkeit und seine heitere, ausgelassene Laune verschwunden.

„Acht bis zehn Tage vor seinem Tode beschäftigte er sich wiederholt mit der Frage: ob es Fälle gebe, in welchen der Selbstmord moralisch gerechtfertigt erscheine? — Bald wieder vertiefte er sich in Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele.

„Im engeren Kreise seiner Familie aber ließ er die Worte fallen: „Meine Tage sind gezählt."

„Daß er mit dem Gedanken an Selbstmord kämpfte, verrieth er durch derartige abgebrochene Ausrufe: „Ich kann nicht länger leben! Ich muß sterben!" die unter schmerzlichem Seufzer und Stöhnen sich seiner Brust entwanden.

„Bei alle dem las er noch die Geschichte des italienischen Feldzuges und den Briefwechsel Humboldts mit Varnhagen, und wie ich bemerkte, mit großem Interesse.

„Doch beiläufig zwei Tage vor seinem Tode war er sehr niedergeschlagen und sehr wortkarg. Schlaf und Appetit waren verschwunden. Als ich dies bemerkte, bat ich ihn, daß er einen seiner Diener bei sich schlafen ließe, er aber erwiderte, daß er am liebsten in statu quo verbleibe."

Dies die Aussage Dr. Goldbergs.

In Folge dieser unheilverkündenden Anzeichen hielt die gräfliche Familie eine Conferenz mit den D. D. Görgen und Goldberg und es wurde beschlossen, daß man den Grafen unter strengere Aufsicht stellen werde, oder wie Görgen in seiner Vertheidigung sagte: „daß man mit ihm, wie mit andern Irren umgehen wolle." Aber es war Niemand, der hinreichend Energie oder Unzartheit besessen hätte, den strengen Beschluß zu vollstrecken.

So blieb der Graf in seinem frühern Zustand.

Wenn der Leser den Kern obiger glaubwürdiger Aussagen zusammenfaßt, so ist es unnöthig meinerseits noch etwas hinzuzufügen.

Der arme Görgen wäre gewiß so wenig wie jeder Andere im Stande gewesen, Széchenyi an der Ausführung seines traurigen Entschlusses zu hindern. Hieraus darf gegen Görgen keine Anklage erhoben werden.

Weniger zu entschuldigen ist das anderweitige Benehmen Görgens in der Angelegenheit.

Wir haben aus seinen Aussagen ersehen, welch' einen trivialen Begriff er von seinem hohen Kranken hegte; wie unklar ihm der politische Charakter Széchenyi's war. Daher kam es, daß Dr. Görgen in dem Maße unruhiger

wurde, als der Seelenzustand seines Patienten sich besserte und die Zahl seiner Besucher sich fortwährend mehrte, indem kein hervorragender Landsmann, der nach Wien kam, es unterließ, den großen unglücklichen Mann zu besuchen. — Ueberdies war Ungar und Rebell in den Augen Görgens gleichbedeutend. Dann war Széchenyi auch so unbedacht mittheilsam, daß er dem Doctor einzelne, in dessen Ohren furchtbar kühne lautende Artikel vorlas, ja endlich selbst nicht verheimlichte, wer der Verfasser des „Blicks" wäre. Schließlich kamen Journalisten, ja sogar ein „k. k. Polizei-Commissär", regelmäßig zu dem Grafen.

Das kann kein gutes Ende nehmen, dachte der Doctor bei sich und voll Angst, daß „der alte schwachsinnige Graf" von „frechen Intriguants" als Werkzeug gebraucht werde, daß hinter all' diesem Kommen und Gehen, Bücher- und Journalartikelschreiben eine schreckliche und gefährliche Conspiration stecke, daß, wenn diese entdeckt würde, auch er darein verwickelt, verantwortlich gemacht, eingesperrt und im gelindesten Fall des Anstaltsrechtes beraubt werden könnte, voll dieser Sorgen und Befürchtungen die der Doctor bald im vorwurfsvollen Tone vor dem Grafen, bald jammernd vor dessen Familie laut werden ließ, entschloß er sich das Prävenire zu spielen und lief in seiner Unruhe zu den Behörden zu Czapka, zum Statthalter, nur auf Eines bedacht, wie er sich selbst gegen die Anklage und deren mögliche Folgen sicher stellen möge.

Dies Alles jedoch hatte, so lange der einsichtsvolle Hübner an der Spitze des Polizeiministeriums stand und der praktische und taktvolle Czapka Polizeidirektor war, keine thatsächliche Folge. Als aber der kurzsichtige Baron Thierry Polizeiminister wurde und die Reaction gegen die Presse und zu Gunsten eines bureaukratischen Absolutismus in der gesammten Verwaltung begann: da wurde auch der anonyme Verfasser des „Blicks", welches Buch seiner Zeit so viel Lärm gemacht und so viel Galle aufgeregt hatte, der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, und jedermann, der bei ihm ein- und ausging, so scheint es, unter polizeiliche Aufsicht gestellt, wie dies aus den an mich gerichteten Worten Baron Thierry's: „Ich habe Sie seit lange mit Aufmerksamkeit verfolgt; ich erwartete längst, daß Sie eine Anzeige machen würden", verständlich genug hervorgeht.

Diese Antecedentien führten zur Hausdurchsuchung am 3. März, die — wie aus den Berichten der Augenzeugen ersichtlich ist — auf den Seelenzustand Széchenyi's eine so verderbliche Wirkung ausübte.

In dieser Beziehung scheint es ein eigenthümlicher Widerspruch zu sein, aber auch nur auf den ersten Anblick, daß der Graf, der zwar in Folge der Klagen und Vorwürfe, der Winke und wohlgemeinten Drohungen Görgens längst die Ueberzeugung hatte, von der Polizei mit wachsamen Blicken verfolgt zu werden und der, einfach gesprochen, auch fürchtete, diese polizeilichen Verdächtigungen könnten für ihn einen üblen Ausgang haben, nichtsdestoweniger aber fortwährend durch seine Druckschriften den Zorn der Machthaber herausforderte, — durch den Eindruck, den die Hausdurchsuchung auf ihn machte, so völlig niedergeschmettert wurde.

Er hegte freilich die finstere Besorgniß, daß von Seite der Regierung noch ein gewaltiger Rückschlag wider die Ungarn versucht werden würde.

Schon viel früher, wenn er mit, durch den Kirchenstreit der Protestanten erhitzter Phantasie, den verhängnißvollen Kampf im Ganzen und im Einzelnen ausmalte, der zwischen dem Bach'schen System und den Ungarn demnächst zum Ausbruch kommen würde, hatte er mehr denn einmal hinzugefügt: „Ihr werdet sehen, Apponyi wird Einer der Ersten sein, den sie einsperren; denn er ist der Muthigste von Allen, und nimmt sich kein Blatt vor den Mund, mit wem er auch sprechen mag."

Bei der Hausdurchsuchung zwar benahm er sich theils wie ein, die Regierung verhöhnender Humorist und Philosoph, theils als stolzer, ungarischer Magnat, der zu hoch steht, als daß er erreicht werden könnte.

Aber diese Fassung, dies Gefühl des Selbstvertrauens verlor sich nur zu bald.

Széchenyi sah plötzlich ein, daß dieses Ereigniß nicht ohne ernste Folgen bleiben werde. Auch die gelindeste wäre für ihn entsetzlich gewesen — wenn er nämlich, sei's auf Anordnung der Behörde, sei's auf den Wunsch des verstimmten Dr. Görgen das Haus hätte verlassen müssen.

Aber er wußte, daß die Verfolgung, die man gegen ihn ins Werk gesetzt, nicht einen so gelinden Ausgang haben werde; er war auf das Schlimmste gefaßt.

Es trafen mehrere Umstände zusammen, um diese schlimmen Ahnungen in seiner Seele zur vollen Ueberzeugung reifen zu lassen.

Das erste Ereigniß, das ihn tief erschütterte, war der plötzliche Tod Baron Josika's, als dessen nächste Veranlassung das zwei Tage früher bei Széchenyi stattgefundene Diner und namentlich die dabei aufgetragenen Schwämme galten, von denen Széchenyi entweder zufällig oder darum nichts genossen habe, weil er überhaupt schwer verdaulicher Speisen sich enthalten mußte.

Obwohl der Argwohn, welchen Széchenyi in dieser Beziehung hegen mochte, aller faktischen Stützpunkte entbehrte, so fehlte es doch an andern Umständen nicht, die seiner aufgeregten Phantasie reichliche Nahrung boten.

Die gerichtliche Verfolgung des Baron Nikolaus Vay, die vom obersten Gerichtshof erfolgte Bestätigung des gegen Zsedényi ausgesprochenen Urtheils, die Verhaftung des Generals Eynatten (der sich im Gefängniß mittelst der von seiner Uniform abgetrennten Schnur erhängte) und die Richters, des Directors der Creditanstalt, welcher im Rufe eines reichen und rechtschaffenen Mannes gestanden: dies Alles übte auf seine seit dem 3. März aufgeregten Nerven eine verderbliche Wirkung aus.

Seine exaltirte Einbildungskraft schmiedete aus diesen Ereignissen gegen sich selbst Waffen. Denn die gedachten schmutzigen Affairen und die politischen Verurtheilungen bewiesen deutlich genug, daß diese Regierung, die nur einer, hinter dem Polizeiministerium sich bergenden, bureaukratisch-centralistischen Reaction als Werkzeug diente, von Skandal zu Skandal fortschreitend, absichtlich so großen Lärm machte, um die Aufmerksamkeit des Publikums von sich ab- und nach anderer Richtung hinzulenken.

Daß die Rücksichtslosigkeit eines Thierry und Consorten auch vor einem so großen und ehrfurchtgebietenden Namen, wie der Stephan Széchenyi's, nicht zurückbeben, sondern die demonstrative Hausdurchsuchung von 3. März

— unter Hinweisung auf möglichst wichtige Ergebnisse — mit der Entdeckung einer großartigen Verschwörung oder mindestens mit der Anklage auf Majestätsbeleidigung zu rechtfertigen bemüht sein werde, weil im entgegengesetzten Falle der gehässige Vorgang vor der Welt lächerlich erscheinen müßte: Das stand ohne Zweifel zu gewärtigen.

Das klare Bewußtsein hievon war es, was Széchenyi quälte und — tödtete.

Zu diesen realen Gründen der Furcht kamen noch andere.

In der „Times“, auf welches Blatt der alte Herr regelmäßig pränumerirt war, erschien zu jener Zeit ein offenbar eingeschmuggelter, aus einer Wiener halbofficiellen Quelle herrührender Pariser Brief, welcher die bei Széchenyi vorgenommene Hausdurchsuchung zum Gegenstande hatte und behauptete, daß bei dieser Gelegenheit „Papiere, die auf eine großartige Verschwörung hindeuteten, bei dem Grafen in Beschlag genommen worden seien.“ Als Zugabe machte auch noch in den ersten Tagen der Charwoche das vage Gerücht die Runde in Wien, daß in der Osterwoche verschiedene Ungarn von hohem Range, darunter auch Széchenyi, verhaftet und wegen Theilnahme an einer weitverzweigten Verschwörung vor Gericht gestellt werden sollten.

Wie gesagt, in jener Zeit und von Seite einer solchen Regierung, war es, nach derartigen Antecedentien, auch einem besonnenen Mann nicht zu verdenken, wenn er selbst derlei absurden Gerüchten Glauben schenkte. Széchenyi aber, der durch seinen gleichfalls nervösen Sekretär Kiss zur Kenntniß derselben gelangte, war längst in einer Stimmung, ihnen blindlings Glauben zu schenken.

Mehr noch als alles dieses bestärkte ihn in seinen übertriebenen Befürchtungen ein doppelter Umstand: der zweite Besuch des Polizeirathes Felsenthal und die Antwort, welche der Graf auf sein an Baron Thierry gerichtetes Schreiben erhalten hatte.

Der erstere Umstand bedarf einiger Erläuterung.

Wie wir wissen, war es der Polizeirath Felsenthal, welcher die Hausdurchsuchung bei dem Grafen geleitet hatte. Man sagt, daß er sich bei diesem Anlaß möglichst artig benommen habe.

Felsenthal war ein Mann von untersetztem Körperbau, mit einem rothen Gesichte, auf dem Schlauheit und Wiener Gemüthlichkeit gepaart erschienen, mit glanzlosen Polizeiaugen, der sich sichtlich bemühte, seinen Lerchenfelder Dialekt und die demselben entsprechende äußere Erscheinung mit conventionellen Umgangsformen zu übertünchen, so oft er mit gebildeten Menschen zu verkehren hatte. Natürlich ließ Széchenyi sich angelegen sein, zu erfahren, wer sein zwar nicht vornehm aussehender, doch gescheidter „Visitator“ wäre.

„Wer ist dieser Felsenthal? Welcher Sorte von Menschen gehört er an?“ — Da wurde Széchenyi benachrichtigt, daß dieser Herr eigentlich der Großmeister der Wiener Polizei, der Archipolizist sei, der die untern und die obern, oder wenn man will, die niedern und die hohen Roue's, die Roue's

des Proletariats und die des Herrenstandes, Betrüger und Gauner, sämmtlich von Angesicht zu Angesicht kenne und eines Jeden Streiche und Schliche auswendig wisse, oder wenn er es nicht wisse, mit den tausenderlei Wegen zu solcher Wissenschaft zu gelangen, meisterhaft vertraut sei; daher ein „populärer" Mann in Wien, „populär" freilich in seiner Art, die Freude der Guten und der Schrecken der Bösen. . . Indessen war es das Beste, mit ihm in keinerlei Bekanntschaft zu stehen. Denn die Polizisten gleichen den Aerzten. Sie sondiren so lange den Menschen, bis sie schließlich doch eine Krankheit an ihm entdecken.

Széchenyi hatte vernommen, daß Felsenthal damit umging, ein Monument seiner reichhaltigen Praxis aufzuführen, indem er eine Sammlung seiner großartigen „Regesten" in Form von Denkschriften herauszugeben begonnen hatte, deren erster Band auch bereits erschienen war. Darin kam eine sehr interessante, wahre Begebenheit vor, die Geschichte eines reichen Banquiers, der bis in die allerhöchsten Kreise hinauf großes Vertrauen genoß und im Rufe eines sehr wohlthätigen Mannes stand, und von dem sich schließlich herausstellte, daß er ein — Banknotenfälscher war. Felsenthal knüpfte mit diesem Herrn Bekanntschaft an, besuchte sein Haus und erzählte in sehr interessanter Weise — wie er als dessen Gast und Hausfreund es angefangen habe, ihm seine Geheimnisse zu entlocken.

Es ist möglich, daß dies vom polizeilichen Standpunkte ein sehr nothwendiges und „korrektes" Verfahren war. Aber vom Standpunkt des gewöhnlichen Lebens ist es eine Abscheulichkeit oder welch' einen andern Namen man dafür haben mag.

Genug, diese Lektüre beschäftigte noch lebhaft Széchenyi's exaltirte Phantasie, als eines schönen Morgens Herr Felsenthal sich neuerdings anmelden ließ und mit der größten Artigkeit dem Grafen die Familienpapiere überreichte, um deren Zurücksendung dieser in einem an den Polizeiminister gerichteten Briefe gebeten hatte.

Széchenyi's argwöhnische Seele erblickte darin nur einen Vorwand. Denn er war der Meinung, daß solche Kleinigkeiten auch in anderer Weise hätten übersandt werden können und daß es nicht nöthig war, mit dieser Mission den Polizeirath Felsenthal zu betrauen. Er sah also diesen Besuch als unheilverkündend an, und ward darauf noch in höherem Grade düster und niedergeschlagen.

Das andere Ereigniß fiel noch schwerer in die Waagschale und legte dem verfolgten Patrioten unmittelbar die Alternative vor, entweder vom Leben zu scheiden und zwar in der kürzesten Zeit, oder die Anstalt zu verlassen, sich unbedingt der Macht seiner Feinde zu unterwerfen oder einer unbekannten, aber nach den Vorzeichen zu urtheilen, nicht sehr freundlichen Behandlung auf Gnade und Ungnade sich anheimgeben.

Unter den Gegenständen, welche gelegentlich der Hausdurchsuchung die Polizei von Széchenyi weggenommen hatte, befanden sich auch einige Kästen voll Sachen und Schriften, die ausschließlich von Familieninteresse waren.

Széchenyi schrieb einige Wochen darauf an den Polizeiminister Baron Thierry und bat ihn, daß er ihm diese Gegenstände, die mit der Politik in keinem Zusammenhange wären, für ihn aber zum Theil den Werth von Reli-

quien besäßen, zurücksenden wolle und drückte in dem verbindlich geschriebenen Briefe zugleich den Wunsch aus, daß der Herr Baron, wenn es seine Zeit erlaube, ihn mit seinem schätzbaren Besuche beglücken möge.

Die Antwort, welche Baron Thierry auf diesen Brief ertheilte, war vortrefflich ausgedacht, wenn es sich darum handelte, den alten kranken Mann vollends bestürzt zu machen und zu einem äußersten Schritte der Verzweiflung zu drängen.

Es kann sein, daß der Schreiber des Briefes dies nicht von ferne beabsichtigte. Aber auch in diesem Falle muß man über den steifen, unhöflichen und unzarten Ton, in welchem Thierry den Brief des Grafen beantwortete, erstaunen. Denn nicht nur weist er jeden Gedanken an eine Berührung mit dem Grafen, als wäre dieser ein gemeiner Inquisit, entschieden zurück, sondern er gibt ihm auch mit dürren Worten zu wissen, daß er sich bereit halten möge, „denn die Döblinger Irrenanstalt hat für Sie aufgehört ein Asyl zu sein."

Das war für Széchenyi der letzte, der Todesstoß. Darüber brach der alte, kranke Mann zusammen.

Die Döblinger Irrenanstalt hatte für ihn aufgehört ein Asyl zu sein. Das hieß so viel, daß man ihn für einen zurechnungsfähigen, geistig gesunden Mann ansehen und als Solchen in strafgerichtliche Untersuchung ziehen werde.

Vor Gericht gestellt, in Verhör genommen, vielleicht nicht einmal auf freiem Fuß belassen, sondern wenn die §§. 59, 63, 64 des Strafgesetzbuches zur Geltung kommen sollten, in Untersuchungshaft herumgeschleppt zu werden — diese Aussicht war, glaube ich, für Széchenyi mehr als genügend; weiter zu denken, etwa an den möglichen Fall der Verurtheilung oder Lossprechung war er nicht mehr fähig.

Schon der gelindeste Ausgang war für ihn entsetzlich, wenn man ihn nämlich für einen zwar unzurechnungsfähigen, aber jedenfalls „gefährlichen" Geisteskranken erklären und mit Gewalt von Döbling nach einer andern öffentlichen Irrenanstalt transportiren sollte, ihn, dessen geheimnißvoll fixe Idee darin bestand, daß er lebend das Haus nicht verlassen werde. Das war mehr, als der nervenkranke Mann vertragen konnte. Er brach zusammen.

Lange, schon vor 1848, hatte er sich mit dem Gedanken des Selbstmordes, als der allen seinen Qualen ein Ende machen werde, befreundet. Aber moralische Bedenken und der Instinkt des Lebens behielten noch immer die Oberhand, in Gran wie in Döbling. Doch endlich schien auch dieser Punkt erreicht zu sein, da das Leben völlig erschöpft war und nur ein Loos, schlimmer als der Tod, seiner harrte.

Es hat also auch der geringste Zweifel nicht Raum, ob Széchenyi sich selbst erschossen habe. Wir sahen von Moment zu Moment, von Schritt zu Schritt, wie in seiner Seele nach schwerem Kampfe der traurige Entschluß zur Reife kam. Wir sind in der Lage, ihn gleichsam mit unsern Augen bis zur verhängnißvollen Stunde zu begleiten, wo der unter seinen Qualen zusam

menbrechende Mann, halb besinnungslos, die tödtliche Waffe an seine Stirn setzt. Wir konnten aus den übereinstimmenden Aussagen der Zeugen entnehmen, welcherlei Umstände es waren, die ihm die Waffe, als das letzte Rettungsmittel, gleichsam mit Gewalt in die Hand gegeben haben. Und wir finden nur Eines auffallend, daß die Polizei die Waffen, die sie bei der Hausdurchsuchung gefunden, nicht confiscirt hat, obwohl die offenbare Uebertretung des Waffengesetzes ein gesetzlicher Grund dafür gewesen wäre. Nun, man ließ ihn im Besitz der Waffen und klagte später Dr. Görgen der Unterlassung dessen an, was die Polizei leichter hätte thun können, was zu thun auch ihre Schuldigkeit war, worauf sie aber zufällig vergessen hat.

8.

Der Fall der Großen zieht den vieler Kleinen nach sich.

Am 18. April um 10 Uhr Morgens wurde der Schreiber dieser Zeilen als Zeuge in der Untersuchung gegen Dr. Görgen vor das Gericht geladen. Es war ein sehr schlimmes Zeichen, daß ich die Vorladung nur einige Stunden früher erhielt.

Ich ahnte, was meiner wartete.

Zuerst mußte ich vor dem Landesgerichte ein langes Verhör bestehen, scheinbar nur rücksichtlich der Beziehungen, in welchen Görgen zu dem in seiner Anstalt befindlichen Grafen gestanden und um zu constatiren, ob Jener es nicht etwa an der nöthigen ärztlichen Aufsicht für den Kranken habe fehlen lassen. Ich wurde befragt, seit wann und wie oft ich Széchenyi besucht hätte? Was ich von seinem Gesundheitszustande hielte und dergleichen mehr.

Als dies zu Ende war, forderte mich der vorsitzende Rath zum Bleiben auf, indem er sagte, daß das Protokoll dem Staatsanwalte müsse mitgetheilt werden, ob dieser nicht vielleicht noch einige andere Fragen zu stellen hätte. Es war klar, was nun erfolgen würde und ich war nicht im Mindesten überrascht, als ich nach einer Stunde in den Rathssaal gerufen und mir mitgetheilt wurde, daß der Staatsanwalt meine sofortige Inhaftnahme beantragt hätte und zwar, was mich hinwieder sehr überraschte, wegen Mißbrauch der Amtsgewalt.

Der erste Punkt der Anklage, worauf, wie aus der spätern Untersuchung hervorging, die polizeiliche Weisheit ein großes Gewicht legte, bestand darin:

Daß ich, wie Görgen vor Gericht ausgesagt hatte, bei Széchenyi unter einem falschen Namen aus und einginge.

Meine diesbezügliche Aussage war folgende:

„Es hat seine vollkommene Richtigkeit, daß ich in der ersten Zeit unter einem falschen Namen, nämlich unter dem des Inspektors von Pölöske, mich von den Dienern beim Grafen anmelden ließ. Das geschah auf den Wunsch des Grafen. Ich hielt dies für eine der zahlreichen Grillen des Grafen, bis ich erfuhr, daß er dies aus Furcht vor Dr. Görgen gethan habe. Denn sobald Görgen erfahren hatte, daß ich hinging, schlug er einen gewaltigen Lärm: „dieser Polizeicommissär wird uns denunciren." (Nun sehe ich, daß Görgen in seiner Furcht es für passender erachtete, wenn er mich denuncirte.)

Uebrigens, fügte ich hinzu, in späterer Zeit war ich nicht unter fremdem Namen, sondern unter meinem eigenen und zwar zu allen Tagesstunden in Gesellschaft der verschiedenartigsten Herren und Damen bei ihm erschienen. Auch machte ich kein Geheimniß daraus, daß ich meinen unmittelbaren Vorgesetzten, dem k. Rathe Gentz und dem Sectionschef des Preßbureau, Baron Lewinßky, gegenüber gesprächsweise und gelegentlich davon Erwähnung that, aber allerdings nur wie von jeder andern gleichgültigen oder interessanten Sache, an der nichts Besonderes wäre.

Der zweite Anklagepunkt war:

Ich sollte, abermals im Sinne der von Dr. Görgen vor Gericht geltend gemachten Anklage, dem Grafen Széchenyi als Spion gedient haben, der ihn bei Zeiten von den Seitens der Polizei gegen ihn in Vollzug zu setzenden Maßregeln in Kenntniß zu setzen hatte.

Das Blut stieg mir bei dieser nichtswürdigen Verdächtigung in den Kopf.

„Das ist wirklich eine blödsinnige Zumuthung" rief ich gereizt aus. „Ich bitte um Vergebung, hoher Gerichtshof, ich weiß nicht, ob es gestattet ist, daß ich diesen Ausdruck zu Protocoll gebe."

Meine Frage wurde von dem Präsidenten bejaht.

„Dann bitte ich dies zu Protocoll zu nehmen, daß dies eine blödsinnige Zumuthung von mir sei.

„Meine ämtliche Stellung beschränkt sich, wie allgemein bekannt, auf Censur-Revision der Bücher und auf die Presse; daß ich den Titel eines Polizeikommissärs führe, kommt daher, daß die Preßleitung unter dem Polizeiministerium steht. Ich habe übrigens mit der Polizei nie etwas zu schaffen gehabt. Das Censurbureau befindet sich auch nicht im Polizeigebäude. Ebenso wenig weiß ich, in welchen Bureaux und durch wen derlei Angelegenheiten der geheimen Polizei behandelt werden. Zudem stehe ich in keinerlei Bekanntschaft und habe keinen Umgang mit Polizeibeamten. Ich möchte daher wissen, wie ich zu derlei Zwecken gebraucht werden könnte?

„Uebrigens — fügte ich hinzu — wer hätte es glauben sollen, daß gegen Graf Stefan Széchenyi, den k. k. wirklichen geheimen Rath und einen der conservativsten Politiker Ungarns — der überdies als gemüthskrank in einer Irrenanstalt verweilt — die Polizei etwas im Schilde führen könnte?"

Die dritte Frage war: Haben Sie je und unter irgend welchem Titel vom Grafen Geld empfangen?

Antwort: „Niemals."

Damit wurde das Protocoll geschlossen und unterschrieben. Die Beisitzer des Gerichtes schienen selbst über die geringe Erheblichkeit einer Angelegenheit zu lächeln, in welcher sie von dem damaligen Ministerium mit allem Ernste vorzugehen beordert waren.

Ich aber wußte wohl, worauf es mit dem ganzem Verfahren abgesehen war. Meiner Flugschrift wurde mit keinem Worte gedacht; Széchenyis politische Thätigkeit ebenfalls nicht berührt. Und doch würde meine Schrift als ein ergänzender Theil derselben angesehen worden sein, so wie man hinwieder auch meine Betheiligung an den Schriften des Grafen als etwas

über jeden Zweifel Erhabenes betrachtete. Denn dies geht aus Görgens Zeugenaussage hervor: daß „mehrere elende Journalisten die Schwäche des Grafen mißbraucht und ihn verleitet hätten“ u. s. w.

Doch wie gesagt, über dies Alles herrschte tiefes Schweigen. Die Absicht ging nicht dahin, mir einen politischen Proceß oder gar aus dem kleinen Beamten einen Märtyrer zu machen; sondern wie es in politischen Kämpfen üblich ist, man wollte den Angriff nach einer andern Seite hinlenken; meine Ehre sollte befleckt und das „Vergehen des Mißbrauchs der Amtsgewalt“ mir angedichtet werden. Betroffen starrte ich in den vor mir sich öffnenden Abgrund hinein.

In traurige Betrachtungen versunken, wartete ich, von Polizeisoldaten umringt, während der referirende Rath mit dem menschenfreundlichen Vorhaben hinabging, meine Angelegenheiten noch während der Sitzung vorzutragen.

Allein nach kurzem Ausbleiben kam er zurück.

Der Präsident war bereits fortgegangen und die Sitzung unterbrochen worden. „Jetzt“, sagte er, kann ich hinsichtlich Ihrer keine Ausnahme von den Regeln des Hauses machen; Sie werden in eine Zelle gebracht werden. Doch seien Sie beruhigt; Ihre Angelegenheit wird noch heute entschieden werden.“

Die Tragweite dieser trostvollen Worte des ausgezeichnet humanen Richters sollte ich sofort kennen lernen.

Es mochte drei Uhr Nachmittags gewesen sein. Ein Polizeisoldat führte mich in das Erdgeschoß des weitläufigen Kriminalgebäudes zum Gefängnißaufseher. Ich wurde entkleidet, unter das Maß gestellt, gewogen und gemessen.

Dies und andere auf meine Persönlichkeit bezügliche wichtige Daten wurden in ein großes Buch eingetragen, möglich, daß man mich auch ohne mein Wissen im Negligée photographirte, damit ich, wenn ich etwa entwischte, zugleich mit meinem Portrait currentirt werden könnte, dann nahm man mir Hut, Uhr, Geld- und Cigarrentasche ab; die Frucht meines Nachdenkens war also in Rauch aufgegangen. Hierauf erhielt ich eine Nummer. Ich hörte auf Mensch zu sein und war zur Nummer geworden, auf die man in die Lotterie setzen konnte. Numerus sumus fruges consumere nati.

Ich bat den Gefängnißwärter, daß er mich, wenn ich schon keine besondere Zelle erhalten könnte, wenigstens in eine zu mir passende Gesellschaft und nicht etwa zwischen Taschendiebe und Gamins (Kappelbuben) bringen möge. „Darauf wird ohnehin Rücksicht genommen,“ sagte er, „das gehört zu den Regeln des Hauses.“

Darauf wurde ich unbedeckten Hauptes von Polizeisoldaten die Stiege hinauf- den Korridor entlang geführt, wo Leute, die gleichfalls incriminirt waren, oder Frauen und Kinder saßen, die gekommen waren, ihre verhafteten Angehörigen zu besuchen und die in mir irgend einen noblen Dieb, etwa einen Mitschuldigen von Eynatten oder Richter erblicken mochten.

Ich zog meinen Mantel dichter um mich, indem ich an das Horazianische „Mea me virtute involvo“ dachte, gelangte mit möglichster Conte-

nance im dritten Stock, ich weiß nicht bei welcher Thürnummer an, wo ich ohne weitere Feierlichkeit oder Mörserschüße einquartirt wurde.

Im Zimmer stellte sich mir ein hoher junger Mann in ungarischer Sprache, als N. N. „quittirter" (?) Oberlieutenant vor, der wegen „leichtsinnigen Schuldenmachens" in Untersuchung war. Der zweite war ein kurzhalsiger, langbärtiger Ungar A . . . y, mit dem Aussehen eines ächten táblabiró, der einer sehr bedenklichen Urkundenfälschung wegen angeklagt war. Es wäre ihm fast gelungen, der Nationalbank eine Erleichterung von 400,000 Gulden zu Wege zu bringen, wenn der Betrug nicht im letzten Augenblick vor der Auszahlung an das Tageslicht gekommen wäre. So lautete die Anklage wider ihn. Ob sie gegründet war, weiß ich nicht.

Genug, die Gesellschaft war über jede Einwendung erhaben, eine für mich passende. Die Herren freuten sich in uneigennütziger Weise der neuen Acquisition; nur ich war undankbar genug, diese edlen Gefühle nicht vollständig zu erwidern. In der That schäme ich mich des Geständnisses nicht, daß ich mich nicht mit einem Male in meine neue Situation hineinfinden konnte.

Die Stube, welche in Gesellschaft zweier Unbekannten mein Gefängnißlocal sein sollte, wurde eben durch einen Arrestanten gescheuert. Die in die Verhältnisse des Hauses schon tiefer eingeweihten Collegen improvisirten aus Brettern Tisch und Bänke, auf deren eine ich mich von innerem Kampf und Aufregung erschöpft ausstreckte und den Versuch machte, ob es mir gelingen möchte, ein wenig zu schlafen; aber das Fieber, das mich schüttelte, ließ es nicht zu.

So ließen wir uns denn in ein Gespräch ein, indem wir uns unsere Leiden gegenseitig mittheilten. Ich beschränkte mich meinerseits auf das Wenigste. Natürlich war Jeder bedacht, seine Geschichte auf das Beste auszuschmücken, wie er durch und durch unschuldig sei und nothwendig müsse freigesprochen werden. Der Oberlieutenant war ein guter Junge, von feinen Manieren. Freund A . . . y, der táblabiró, verrieth eine etwas gedrückte Gemüthsstimmung, während sein aufgedunsenes Gesicht auf die Beschaffenheit der Gefängnißkost schließen ließ. Ich unterhielt sie mit Stadtneuigkeiten, von denen die in Untersuchungshaft Befindlichen hermetisch abgeschlossen sind. Sie wußten von Eynatten und von Richter noch nichts. Sie hinwieder weihten mich in die Ordnung des Hauses ein. Wie man sich ein Messer und Cigarren verschaffe und wie man dergleichen verstecke, damit es die Aufseher nicht entdecken. Dann zeigten sie mir zwei neue Töpfe, in welchen ich mir selbst das Essen aus der Küche zu holen hätte, und die ich auch eigenhändig reinigen müßte. Sie lobten die Küche, nur glaubte ich aus dem Wochenrepertoire auf ein beunruhigendes Vorwiegen von Erbsen, Bohnen und Linsen schließen zu dürfen. Der neue Strohsack, ein neuer Kotzen, ein reines Leintuch eröffneten beneidenswerthe Aussichten für die Nacht.

Gegen 6 Uhr wurde das Abendessen gebracht. Ich, der ich schon seit dem Morgen angehalten wurde, erhielt Suppe und Erbsen. Meine Gefährten, auf Grund besonderer Erlaubniß, Bier und Käse; doch weil derlei Ausnahmen zwei Tage früher angeordnet werden mußten, konnte ich mir nichts holen lassen, indem dazu eine Präsidialbewilligung erforderlich war, welche ich

erst am anderen Tag einholen konnte. Sowohl die Suppe, als auch das Erbsengericht waren derartig beschaffen, daß ein Feinschmecker daran ernste Studien machen konnte, wenn seine Untersuchungshaft zufällig einige Monate gedauert hätte. Meine Collegen boten mir von ihrem Vorrathe freundlich an. Aber nach Speise stand meine Sehnsucht nicht.

Es wurde Abend. Man läutete sieben Uhr. Der Glockenton weckte mir ein schmerzliches Bangen im Herzen. Freund A . . . y trat unter das hohe, schmale und vergitterte Fenster, vielleicht um gen Himmel zu blicken, legte fromm die Hände in einander und betete andächtig lang, aber leise. Der Oberlieutenant schien mit sich zu kämpfen; doch später erhob auch er sich und folgte seinem Beispiel . . . . Was kann es schaden, dachte ich bei mir selber, schlug ein Kreuz und versuchte ein Vaterunser herzusagen und siehe es gelang mir wunderbar. . . Noth lehrt beten! Lange habe ich die Worte: Dein Wille geschehe! nicht so tief und wahr empfunden. Es komme, was da wolle, nur nicht jener gewisse einjährige Arrest ohne Verhör, welcher nach dem Strafgesetzbuch des civilisirten und des civilisirenden Oesterreichs etwas sehr Mögliches, ja etwas gar nicht seltenes ist, besonders wenn die „hochgebietenden“ Minister es haben wollen; im Uebrigen „Dein Wille geschehe.“

Ein längeres Stillschweigen folgte auf das Gebet. Jeder war mit sich selber beschäftigt.

Es war längst dunkel geworden. Meine Gefährten hatten Erlaubniß Licht anzuzünden, was eine große Wohlthat ist. Sie wuschen ihre Gefäße und waren so freundlich, das Gleiche auch mit den meinigen zu thun. Dann zogen sie ein Spiel Tarokkarten hervor. Wir setzten uns an den improvisirten Tisch und nun ging es auf den Pagat ultimo los, natürlich auf Puff; denn Geld hatte keiner von uns.

Es mochte neun Uhr sein, als sich an den großen Schlössern der Eisenthür ein Geräusch vernehmen ließ. Es kommen Wächter und rufen mich beim Namen. „Hier bin ich, was beliebt?“ — „Sie können gehen!“ — „Bin ich frei?“ — „Ja!“

Ich umarmte meine armen Collegen, die erstaunt, aber gewiß mit Bedauern mich fortgehen sahen. Ohne Zweifel haben sie sich nach meiner Entfernung noch unglücklicher gefühlt.

In Begleitung eines Gerichtsdieners mußte ich zur Polizei. Als ich im Fiacre saß, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß mich zwar das Gericht entlassen, weil kein hinreichender gesetzlicher Beweis vorlag, der meine Arretirung gebot; aber könnte mich nicht unter dem Vorwande gebotener „Vorsicht“ die Polizei jetzt in ihre Obhut nehmen? Es geschah nicht. Also im Sturme nach Hause.

Ich fand meine Gattin in Thränen gebadet in einem Winkel sitzen. Mein Freund Maximilian Falk ihr gegenüber, tröstend und berathend, was zu geschehen hätte. Was hätte geschehen können, wenn der Gerichtshof beschloß, daß ich während der Untersuchung nicht auf freien Fuß gestellt werden dürfe? . . Nichts.

Wochen und Monate vergingen. Die Untersuchung wurde fortgesetzt. Die Zeugenverhöre hatten ihren weiteren Verlauf; selbst die jungen Grafen und die verwitwete Gräfin wurden zu wiederholten Malen vernommen. Man ließ mit kluger Berechnung das Demoklesschwert fortwährend über meinem Haupte schweben. Ich wurde nicht in Anklagestand versetzt, aber man setzte mich auch nicht von meiner Lossprechung in Kenntniß.

Indessen stiegen am politischen Horizont doch einzelne Zeichen auf, aus denen ich schließen konnte, dabit deus his quoque finem und auch für die Thierry-Weber'sche Wirthschaft werde dann die Stunde schlagen.

Der verstärkte Reichsrath eröffnete seine Sitzungen. Die Stimme der Ungarn hatte daselbst das Uebergewicht. Dieser Umstand enthielt die Bürgschaft einer günstigen Wendung der Dinge. Aber der „verendende Elefant" sollte noch zu einem gewaltigen Stoß nach mir ausholen. Jetzt zwar ist es eine Kleinigkeit: damals aber erhöhte es die Gefahren meiner Lage und weil es für Menschen und Dinge bezeichnend ist, so will ich es unter Einem erzählen.

Eines schönen Morgens ließ der Polizeidirector Weber mich zu sich rufen. Es sei, sagte er, zur Kenntniß Sr. Exzellenz, des Herrn Polizeiministers gelangt, daß ich den Reichsräthen nachstellte, um ihnen Nachrichten über den Verlauf der Reichsrathssitzungen zu entlocken. „Er warne mich hiermit und verbiete mir solches." (Thierry'scher Curialstyl.)

„An der Sache ist so viel Wahres, erwiderte ich, daß mich die Redaction der Presse aufgefordert hat, ich möchte, weil ich mit einigen Ungarn, die im Reichsrathe sind, in gutem Verhältnisse stünde, für ihr Blatt Berichte über die Sitzungen des verstärkten Reichsrathes schreiben. Tags darauf traf ich zufällig auf der Gasse mit dem Exzellenzherrn Szögyényi zusammen und theilte ihm Solches mit. Er aber gab mir zur Antwort, daß die Ungarn nur unter der Bedingung die officielle Kundgebung der Reichsrathsverhandlungen durchgesetzt hätten, daß sie keine vorläufigen Mittheilungen über dieselben machen wollten; „sie wären also moralisch zum Schweigen verpflichtet". Ich mußte dies unbedingt gutheißen und drang mit keinem Worte weiter in ihn. Der Redaction der Presse aber gab ich sofort meine Weigerung kund. Darin besteht das ganze Alteweibergeschwätz."

Drei Tage später werde ich abermals von Herrn Weber vorgeladen. Einer Furie gleich empfängt er mich wüthend mit den Worten, ich hätte ihn getäuscht. Denn Se. Exzellenz, der Minister schrieb neuerdings, daß gerade Szögyényi und zwar über mich sich beklage, ich stelle den Reichsräthen nach. — Er sehe sich daher genöthigt, ein Protocoll mit mir aufzunehmen.

Ich wiederholte mit aller Ruhe, was ich neulich gesagt hatte. Freund Weber wird immer wüthender. Ich hätte neulich etwas Anderes gesagt. Ich hätte von Dsedsini, nicht von Dsedini gesprochen. Und als ich darauf erwiderte, ich hätte allerdings von Szögyényi gesprochen, „aber wahrscheinlich verwechseln der Herr Hofrath die ungarischen Namen:" (und in der That klang in seinem Munde Szögyényi, Széchenyi, Zsedényi und Széchen gleichmäßig „Dsedini, Zsedsini, Dedsini", so daß man nicht wußte, wen der gute Deutschböhme eigentlich meinte) — da wurde der Mann noch wüthender und schrie mich an: Sie sind ein Lügner!

Ich war erstarrt! Auf eine solche unverschämte Grobheit gab es nur eine Antwort. Aber wenn ich dem Herrn Polizeidirector, wie er es verdient, in einem „kaiserlich-königlichen Bureau" eine Ohrfeige gebe, so ruft er einfach zwei Polizeisoldaten herbei, schickt mich lächelnd in das Polizeigefängniß und es gibt eine thätliche Mißhandlung, Beleidigung einer hohen Amtsperson und dergleichen mehr.

Ich ging ohne ein Wort zu sagen fort. Aber in meiner ersten Wuth schrieb ich an den Herrn Minister Thierry einen pathetischen Brief, in welchem ich ihm die mir widerfahrene grobe Beleidigung schilderte und erklärte, daß wenn Herr Weber in seiner ämtlichen Anzeige etwas Anderes, als ich ausgesagt, er und nicht ich gelogen habe.

Ich fürchtete, daß mir die ganze Fraubaserei noch mehr Verlegenheiten bereiten könnte und ging deshalb zu Szögyényi, um mir darüber von ihm ein Zeugniß zu erbitten, daß die zwischen uns in dieser Sache gepflogene Unterredung in nichts Anderem, als ich gesagt hatte, bestanden habe. Se. Excellenz war von den Folgen seiner Worte sehr betroffen. Ich zweifle auch nicht, daß er sich am geeigneten Orte im Interesse meiner Ehre geäußert haben mag. Im Grunde lag mir wenig daran, was man in jenen Kreisen von mir hielt — nur sollten sie mich nicht einsperren, denn dazu verspürte ich schlechterdings keine Lust.

Es kam der 20. Oktober, der in meinen Augen ewig preiswürdige und von den Völkern nicht dankbar genug anzuerkennende große Tag, der endlich dem polizeilich-absolutistischen Regiment ein Ende machte. Da ich der ungewissen Lage, in der ich mich befand, müde war, so ging ich nach einigen Wochen zum Justizminister Lasser und begann meine Klage mit folgenden Worten: „Herr Thierry hat den Geniestreich begangen (Herr Lasser lächelte), bei mir eine Hausdurchsuchung vornehmen zu lassen, dann leitete er in der Angelegenheit des unglücklichen Grafen Széchenyi eine Untersuchung gegen mich ein und so weiter."

Ich trug des Weiteren vor, wie man schon in den siebenten Monat gegen mich inquirire, ja sogar einen Tag lang mich eingesperrt habe, bisher aber sei mir weder ein Urtheil, noch ein Bescheid zugekommen, daß ich in gesetzlicher Form in Anklagestand versetzt worden, mittlerweile sei ich weder im Amte, noch könne ich mich um einen andern Erwerb umsehen. Ich bäte daher, daß Eines oder das Andere, aber schließlich doch nur etwas geschehen wolle oder möge man dem Handel ein Ende machen.

Später wurde mir angezeigt, daß man die ganze Angelegenheit, in welcher so viele Beamte, den Staatsschatz zwecklos leerend, so viel gekrizelt hatten und so viel hin und her gelaufen waren, fallen gelassen hatte. Das war das Ende der Tragikomödie!

Procul a Jove, procul a fulmine.

Uebrigens war die Berührung mit Széchenyi, die nähere Beziehung zu ihm, gleichsam verhängnißvoll.

Wenigen hat sie Glück gebracht; Vielen dagegen in auffallender und räthselhafter Weise Unglück, wenn auch nicht mittelbar oder unmittelbar; es war, als ob man wider Willen in seine Sphäre hineingerissen würde.

Wie schon erwähnt, wurde sein erster Partner im Schachspiel, ein mit schönen Talenten begabter hoffnungsvoller ungarischer Jüngling — wahnsinnig.

Den zweiten Tag nach dem Tode Széchenyi's verfiel sein letzter Sekretär Kiss, ein zwar nicht hervorragender, aber charaktervoller Mann gleichfalls dem Wahnsinn.

Die entsetzliche Katastrophe hatte sein Gemüth dermaßen erschüttert, daß er plötzlich irrsinnig wurde. Gegen Abend schloß er sich in sein Zimmer ein und wer immer klopfen mochte, er ließ Niemanden herein. Er gab zur Antwort, daß er nur dem Grafen Béla die Thür öffnen werde. Einen reichverzierten Dolch, der auf dem Tische lag, steckte er zu sich, nicht in der Absicht um Jemanden damit zu tödten, sondern aus Furcht, daß man ihn damit umbringen könnte. Dann brüllte er, sang, weinte und spielte abwechselnd die Maultrommel, so daß über seinen Wahnsinn kein Zweifel obwalten konnte. Als die Nacht einbrach, kam Graf Béla nach Hause, auf dessen Zureden er sofort die Thür öffnete; aber plötzlich drehte er den Schlüssel im Loche wieder um. Als dies der Graf sah, bemühte er sich zuerst auf sanfte Weise den Irrsinnigen zu beruhigen; als dieser aber den Dolch ergriff und dem Grafen der sich zur Thür zurückzog, mit Gewalt entgegentrat, blieb nichts übrig, als ihm die Stirn zu bieten, wobei es zum förmlichen Kampfe kam und Möbelstücke hin und her geschleudert wurden. Vom Lärm erschreckt, wollten die Brüder des Grafen eben die Thür mit Gewalt aufbrechen, als es diesem gelang, mit der einen Hand den Wahnsinnigen auf den Boden niedergestreckt zu halten, mit der andern aber die Thür zu erreichen und den Schlüssel zurückzudrehen.

Als Kiss sich entwaffnet sah, schien er einigermaßen zum Bewußtsein zu kommen und fing an bitterlich zu weinen. Später ergoß er sich in Wehklagen über das Schicksal des Vaterlandes und über den Verlust einer Geliebten, bald bildete er sich ein, daß er als Märtyrer des Landes und als Mitglied einer großen und geheimen Verschwörung verfolgt werde und brach neuerdings in Wuth aus.... Es blieb nichts übrig, als ihn in das allgemeine Irrenhaus zu bringen, wo sein Zustand sich bald zur wilden Tobsucht steigerte, und wo er, wenn ich nicht irre, anderthalb Jahr später gestorben ist.

Einige Wochen nach dem Tode des Grafen wurde der alte Kammerdiener des Grafen, Groß, welcher an dreißig Jahre im Hause gewesen, ebenfalls wahnsinnig.

Dr. Görgen, welchen Dr. Goldberg als einen dickleibigen, vergeßlichen, lethargischen Mann schildert, Dr. Gußmann dagegen als geistig beschränkt darstellt, ward durch das tragische Ereigniß und dessen Folgen gewaltsam aus seiner Lethargie und den Bequemlichkeiten seiner häuslichen Ruhe

gerissen und in die Schrecken eines strafgerichtlichen Processes hineingeschleudert. Es scheint, daß der träge Körper diesen Erschütterungen nicht gewachsen war; genug, er erkrankte und — starb nach mehrwöchentlicher Krankheit und nur einige Tage früher, als er vor das Kriminalgericht geladen worden wäre.

Den alten Brach, den Lieblingsdiener des Grafen, fand man, als die Glieder der gräflichen Familie vom Leichenbegängniß Stephan Széchenyi's nach Hause kehrten . . . todt. Er nahm sich das Schicksal seines Herrn so sehr zu Herzen, daß er dessen Begräbniß nicht überleben konnte. Ein plötzlicher Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Dr. Goldberg, der Sekundärarzt der Anstalt, ein etwas melancholischer Mann, mit finsterer Lebensanschauung, sonst aber gelehrt, erschoß sich in Mödling.

Ich selbst war der moralischen Vernichtung nahe gewesen und kam nicht ohne Wunde davon; aber mir ist doch wenigstens später der Trost geworden, daß ich einigermaßen die Rolle der gerechten Nemesis spielen und das Fiasco gebührend besingen durfte, welches die Intrigue der geheimen Polizei in der Széchenyi-Angelegenheit erlitten hatte.

Es wird an Solchen nicht fehlen, die mir den Vorwurf machen werden, daß ich über die Gedankenlosigkeit, mit welcher die damalige Regierung Széchenyi seit dem 3. März verfolgte, in zu harten Ausdrücken, ja ungerecht urtheile.

Sie werden sagen: Ist eine Regierung nicht verpflichtet zu allen Mitteln zu greifen, damit die öffentliche Ordnung aufrecht erhalten bleibe? Konnte es länger geduldet werden, daß hinter der Schutzmauer der Döblinger Irrenanstalt eine offene Verschwörung sich organisirte? Durfte man es gestatten, daß Széchenyi mit incendiarischen Schriften gegen die Regierung und die öffentliche Ordnung agitirte und dabei das Asyl des Irrenhauses genoß?

Darauf ist die Antwort leicht:

Was müssen das für beklagenswerthe und lebendig todte Regierungszustände sein, die ein in einem Irrenhaus abgeschlossener, alter Mann zu gefährden im Stande ist?

Was aber jene Verschwörung betrifft, deren Befürchtung die Hausdurchsuchung und die anderen Verfolgungen hervorrief, so hat sie, wie sich später herausstellte und auch aus diesen Blättern deutlich zu entnehmen ist, sonst nirgends als in dem verworrenen Gehirn des halb blödsinnigen Görgen, in dem der unwissend wichtig thuenden Polizeibeamten, der Thierry, Weber und Konsorten existirt. Was bei Széchenyi geschah und geredet wurde, das geschah und wurde damals im Kreise ehrenhafter, wegen der Zukunft der Dynastie und des Reiches besorgter Staatsbürger, ja vom adriatischen Meere bis zum Erzgebirge in jedem Hause und an jedem öffentlichen Orte geredet. Wenn eine Verschwörung bestand, so war es die gegen den Thron und die Interessen der Völker gerichtete Verschwörung einiger um ihre fetten Stellen besorgter Mandarinen.

Ist es also nicht eine Satyre, die Behauptung auszusprechen, daß die Széchenyi zugeschriebenen Schriften gegen die Regierung und die öffentliche Ordnung agitiren?

Dazu bedurfte es keiner Agitation. Die Regierung war es selbst, welche die 36 Millionen der Völker Oesterreichs gegen sich aufreizte und ehe wenige Monate vergangen waren, wurde dieselbe von Sr. Majestät feierlich desavouirt, indem der Monarch nach langen und vielseitigen Berathungen endlich aus eigener und freiwilliger, edler Entschließung das Oktoberdiplom erließ und so für immer mit einem Regierungssystem brach, gegen welches Széchenyi und mit ihm jeder österreichische Staatsbürger mit Herz und That Opposition machte.

Und was wurde schließlich mit dem skandalösen Vorgang erzielt? Mochte Széchenyi auch weiterhin noch so viel aufreizende Schriften in Döbling verfaßt haben, sie würden nimmer die Phantasie des ungarischen Volkes so tief und so nachhaltig aufgeregt haben, als es sein räthselhaft erscheinender und dem Argwohn so viel Nahrung bietender, gewaltsamer Tod gethan hat. Die giftigsten Pamphlete hätten im Auslande nicht so viel geschadet und in Ungarn die Gemüther nicht in dem Maße vergiftet, auch zur Vereitelung der Ausgleichsversuche im Jahre 1861 nicht so viel beigetragen, als dies durch den beklagenswerthen Tod des größten Magyaren geschehen ist.

Doch wir wollen über die Vergangenheit einen Schleier ziehen. Ein Grabstein, so schwer als möglich, sei darüber aufgerichtet und die Inschrift darauf gesetzt: Nicht „parva sapientia", sondern „magna stupiditate regitur mundus."

9.

Ist Széchenyi wahnsinnig gewesen? — Schluß.

Wir haben dem Leser die Daten an die Hand geliefert, die darüber genügende Aufklärung verschaffen, was Stefan Széchenyi war? wie er seine letzten Lebensjahre zugebracht hat? und wie es gekommen ist, daß er mit eigener Hand seinem Dasein ein Ende gemacht?

Doch noch immer lese ich im Antlitz von Hunderten die Frage: war er wirklich wahnsinnig? und hatte er nur hin und wieder lichte Momente? oder war sein Geist gesund und ungetrübt?

Diese Frage haben schon Viele aufgeworfen, auch Solche, die in alle Prämissen, welche ich oben vorgetragen habe, eingeweiht waren.

Indessen fällt mir, wenn ich den Seelenzustand dieses außerordentlichen Mannes beurtheilen soll, Börne's zwar etwas skeptisches, aber doch auch wieder einen tiefen Sinn bergendes Wort ein:

Was heißt Vernunft? Der Wahnsinn Aller. Was heißt Wahnsinn? Die Vernunft des Einzelnen.

Hören wir vor Allem, was ein Fachmann, der Secundärarzt der Döblinger Anstalt, Dr. Goldberg, sagt:

Dieser Mann, der Széchenyi drei Jahre lang kannte und mit ununterbrochener Aufmerksamkeit beobachtete, gehörte allerdings einer etwas realistischen Richtung an und entbehrte vielleicht jener feinen Seelenbildung, die auf dem Wege der Intuition im Stande ist, eine längere psychiatrische Praxis zu ersetzen: und doch schloß auch dieser trockene Realist, nachdem er die Krankheitssymptome bei Széchenyi sowohl in körperlicher, als auch in geistiger Beziehung zergliedert, seine Betrachtungen damit, daß er sagte: wenn auf irgend einen Kranken, so paßt gewiß auf Széchenyi der Ausspruch des berühmten Irrenarztes Dr. Guislam, „daß es Geisteskranke gebe, bei denen es schwer ist, die Scheidelinie zu bestimmen, wo die Weisheit aufhört und der Wahnsinn beginnt."

Was die leiblichen Zustände Széchenyi's betrifft, so stimmt seine Darstellung mit der Dr. Görgens überein.

„In seinen letzten Jahren war er beinahe völlig zahnlos, indem ihm nur zwei Zahnwurzeln geblieben waren, was ihm das Essen erschwerte und häufige Verdauungsbeschwerden herbeiführte.

„Nachts beunruhigten ihn oft Herzkrämpfe und Beängstigungen und nach solchen unruhigen Nächten das bis zum Morgen andauernde Aussetzen des Pulsschlages, so daß jeder neunte bis zehnte Schlag ausblieb.

„Doch die größte Qual verursachten ihm anhaltende Obstructionen.

„Ferner hatte er auf beiden Seiten einen Leibschaden. Auch war bei seiner Section eine Wucherung der Herzmasse und eine blasenförmige Entartung der rechten Niere in der Größe eines Hühnereies wahrnehmbar.

„In seinen oft traurigen, Leiden verrathenden Gesichtszügen spiegelte sich die Empfindung allgemeinen Unbehagens ab, welches er mit bitterem Humor so zu beschreiben pflegte: „Ich fühle mich, wie ein zerfallender Kasten, dessen einzelne Stücke nicht mehr durch den Leim zusammengehalten werden;" — „es wird bald mit mir aus sein."

Der geistreiche Dr. Gußmann, gleichfalls Secundärarzt der Anstalt, schreibt über den Zustand Széchenyi's in den Jahren 1857—1858 Folgendes:

„Der Graf aß täglich zwischen Vier und Fünf zu Mittag und war in Speise und Trank sehr mäßig. Oft beklagte er sich, daß er keinen Wein trinken dürfe, weil sich darnach häufig empfindliche Schmerzen in der Lebergegend einstellten. Nach stärkeren Anfällen wurde seine Hautfarbe bleichsüchtig und es bedurfte Wochen zu seiner völligen Erholung.

„Im Frühling 1858 hatte er wiederholte Anfälle von Nervenleiden. Einst ließ er mich um Mitternacht zu sich rufen. Ich fand ihn auf einen Armsessel zusammengekauert, bleich und verstört. Ich gab ihm Morphin und gegen drei Uhr sank er in einen wohlthätigen Schlummer."

Die Gerichtsärzte sprachen sich in ihrem Leichenöffnungsbefund über die vorgefundenen organischen Veränderungen dahin aus, daß diese zum Theil solche waren, welche durch das schon vorgerückte Alter des Untersuchten bedingt erschienen, theils solche, die in jedem Abschnitt des Lebens einen krankhaften Zustand hervorrufen. Dergleichen waren: eine Magengeschwulst, andere faserige Geschwülste, die blasenartig aufgequollene Beschaffenheit der Nierenoberfläche, endlich ein doppelter Leibschaden.

„Keines dieser Symptome berechtigt auf Störung in den Seelenfunctionen zu schließen, um so weniger als das Gehirn durch den Schuß auseinander gestoben, nicht untersucht werden konnte."

Da Dr. Görgen von Anfang an in der Lage war, Széchenyi's Krankheit zu beobachten, so hätte er die meisten Anhaltspunkte zu einer richtigen Beurtheilung derselben liefern können, wenn er anders die dazu nöthige geistige Befähigung besaß.

Selbst Dr. Goldberg hat den Grafen weder lange genug, noch so vielseitig gekannt, daß er dessen geistige und Seelenzustände richtig hätte beurtheilen können, wenn er auch ein feinerer Psycholog und Psychiater gewesen wäre. So glaubte er beispielsweise bei Széchenyi die den Irren häufig eigenthümliche Redewuth wahrgenommen zu haben. Er sagt: Széchenyi sprach stundenlang, ohne einen Andern zum Worte kommen zu lassen. Seine Rede war in einzelnen Partieen geistvoll, aber ohne leitende Idee, von Einem zum Andern überspringend und den Faden verlierend. Demzufolge war für den Doctor der Verkehr mit Széchenyi sehr ermüdend.

Darüber wird Derjenige nicht erstaunen, der die Redeweise Széchenyi's kennt und bedenkt, daß sein Gespräch, seine politische und sociale Thätigkeit sich meist in einer Sphäre bewegte, in welcher der wackere, aber einseitige und nicht überaus hochsinnige Doctor wenig heimisch war.

Ich und mit mir viele Andere haben ganz andere Erfahrungen gemacht.

In der Unterredung mit ihm habe ich ihn oft aufmerksam beobachtet, wenn er nach seiner alten Manier, sich in den Knäuel einer langen Periode verwickelte und zehn Gegenstände ineinanderflocht, ob er wohl den Faden festhalten und mit seiner früheren Gewandtheit das auf den Rocken gesteckte Ideenbüschel glücklich herabspinnen werde.

Und wahrlich, nur sehr selten kam es vor, daß er den Punkt, von dem er ausgegangen war, vergaß; nicht öfter begegnete ihm dies, als selbst damals, da er auf dem Gipfelpunkt seiner Gesundheit und seines Ruhmes stand.

Denn bei Széchenyi fand sich stets eine üppige Ideenfülle und jenes Ueberströmen des Geistes nach allen Seiten hin, welche das Hinderniß der Beredsamkeit sind. Diese Eigenschaften charakterisirten zu aller Zeit die Schriften, die Reden und das gesellschaftliche Gespräch Széchenyi's. Wie oft konnte man in der Glanzperiode Széchenyi's von den strohköpfigen Gliedern der Aristokratie, die weder seine erhabenen Conceptionen noch seine kleinen Bizarrerien begriffen, wenn auch nur leise flüsternd vernehmen: „Der Széchenyi ist ein Narr. Alle Széchenyi's rappeln mehr oder weniger."

Und war denn schließlich an dieser seichten Auffassung, in wiefern sie Stefan Széchenyi betraf, nicht etwas Wahres? Steht denn nicht der geistreichste Mensch in der That dem Irrenhause am nächsten?

Nicht ungegründet jedoch ist es, was Dr. Goldberg hervorhebt, daß ähnlich wie viele andere Geisteskranke, auch der Graf an der argwöhnischen Einbildung, daß er verfolgt werde, litt. Freilich scheint das, was Dr. Goldberg anführt, mehr ein Scherz gewesen zu sein, den sich der alte Herr mit ihm erlaubt hat, aber der Doktor nahm die Sache ganz ernst. Der Graf sagte nämlich einmal, es sei nicht unmöglich, daß sich ein Sekundärarzt fände, der ihm Gift in die Suppe eingäbe. „Um 20.000 Gulden thut es mehr als Einer." Und dann führte er die Bestechungsgeschichte umständlich aus, was der Arzt zu seiner Vertheidigung sagen möchte u. s. w.

Einen derartigen „Scherz", nahm der zwar pedantische aber ehrenhafte Goldberg natürlich sehr übel. Dann unterbrach er in der Regel seine Besuche beim Grafen, bis dieser ihn wieder beschwichtigt hatte.

Ein anderes Mal fragte er ihn: „ob nicht aus seiner Wohnung geheime Kanäle in die Dr. Görgens führen, so daß dieser Alles hören könne, was hier geschähe?"

Görgen hatte er fortwährend im Verdacht, daß er ihn belauern lasse und bei der Polizei den Angeber mache. Und diesen Verdacht verheimlichte er sogar vor Görgen nicht. Dieser hinwieder in seiner Blödsinnigkeit mochte am Ende wirklich glauben, daß bei Széchenyi gefährliche Dinge sich zutrügen, auf welche man die Polizei aufmerksam machen müßte.

Dagegen glaubte Széchenyi seinerseits fest daran, daß ihn die Polizei fortwährend beobachte; er glaubte dies schon zu einer Zeit, als es — wie sich aus der Untersuchung ergab — der Polizei noch von ferne nicht eingefallen war, irgend einen Insassen der Döblinger Anstalt ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen.

Ich aber glaube, daß wir es hier mit einer Schattenseite im Charak ter Széchenyi's zu thun haben, die durch seine Krankheit nur gesteigert worden, von der er aber niemals völlig frei war.

Besonders hohe und ideale Begriffe hat er von der Menschheit niemals gehegt. In großer Werthschätzung standen die Menschen bei ihm nicht. Paupertas magna meretrix, diesen Glaubensartikel auf das Leben anzuwenden war er sehr geneigt. Der praktische Lebensphilosoph und der hochmüthige Aristokrat fanden bei ihm darin ihre Vereinigung, daß er der Tugend des Armen keine allzugroße Widerstandskraft der Bestechung gegenüber zuschrieb.

Doch an demselben Széchenyi konnte man hinwieder in Anbet racht solcher Personen, deren Treue und Ehrenhaftigkeit ihm erprobt war, das unerschütterlichste Vertrauen, ja eine treue Anhänglichkeit bis an das Ende seiner Tage wahrnehmen, wie er es dort gethan hat, als er seinen treuen Diener den alten Brach, neben sich beim Essen sitzen ließ.

Der eigentliche Stoff seines Seelenleidens, zu dem die ersten Keime allerdings schon in dem noch jüngeren Széchenyi vorhanden waren, gedieh erst unter der Aequatorssonne der 1848er Ereignisse zu einer so gefährlicheu und peinvollen Entwickelung. Darüber läßt sich Dr. Goldberg in seinen Aufzeichnungen also vernehmen:

„Der moralische Vorwurf und das strenge Selbstgericht, womit er in den ersten Monaten seiner Krankheit kämpfte, waren eine unversiegbare Quelle seiner Gemüthsleiden. Wenn auch sonst nur selten (?), so hat sich diesmal doch vollständig der Ausspruch Kants als richtig bewährt: Unausgesetzte Selbstbetrachtung führt zur Schwärmerei und zum Wahnsin n."

„Von leichter Selbstanklage und Unzufriedenheit mit sich selbst, womit er seiner Vergangenheit und wie er sich in seinem Testamente ausdrückt, „des Abweichens vom Tugendpfade" gedenkt, ging er zu den Empfindungen der Reue und der Selbstqual über und tiefer Schmerz drückte sich in seinen Gesichtszügen und im wehklagendem Tone seiner Stimme aus. Hierauf folgten die überspanntesten Selbstbeschuldigungen, Vorwürfe, die er sich wegen seiner Jugendfehler machte, allerhand ascetische Sprüche, ja selbst Schmähungen seiner persönlichen Sittlichkeit.

„Mit dieser Selbstquälerei stand schon frühzeitig sein Lebensüberdruß, ja der Haß seines Lebens in Verbindung, welchem er bereits 1841 in einem Codicill mit folgenden Worten Ausdruck gegeben hat: „Mein Kopf werde vom Rumpfe abgetrennt, damit ich schlechterdings nicht mehr, und wäre es auch nur für einen Augenblick, zum Leben erwache: Car je déteste mon existence."

Auch hat er in den an Frau Görgen gerichteten Briefen häufig Selbstmordgedanken ausgesprochen: „Hätte ich nicht eine so zahlreiche Familie, würde ich längst meinem verhaßten, trostlosen Leben ein Ende gemacht haben.

Das kann man in jeder Lage des Lebens thun, wenn man anders den kräftigen Willen dazu besitzt."

Bei einer solchen Gemüthsstimmung ist Zerstreuung das einzige Palliativ. Vier bis fünf Uhren, die in ihrem Gange von einander abwichen und auch verschieden schlugen, zahlreiche kleine Nippsachen, seine Spiele, das Schach, Lektüre, Schreiben — dies Alles wies auf das Bedürfniß der Zerstreuung hin. Die wirksamste Zerstreuung jedoch waren die Besuche seiner Familie und seiner Freunde und die Erinnerung an seine gemeinnützigen und patriotischen Unternehmungen.

Im Allgemeinen ist, wie man schon aus dem Gesagten vermuthen kann, zwischen dem alten und kranken Széchenyi und dem Széchenyi vor 1848 kein Sprung. Es besteht zwischen Beiden ein Zusammenhang, sowohl was die gesunden, als auch was die krankhaften Erscheinungen betrifft, und dies zwar in dem Maße, daß die einen aus den andern erklärt werden können und sich gegenseitig zum Begriff eines ganzen und außerordentlichen Menschen vervollständigen. Wer mit der Vergangenheit Széchenyi's nicht bekannt war, der konnte ihn nicht in Döbling begreifen und beurtheilen. Hinwieder wer Széchenyi in Döbling gekannt hat, dem ist über manchen Ausspruch und manche That Széchenyis vor 1848, über sein Benehmen bei der einen und bei der andern Gelegenheit, was bisher ein psychologisches Räthsel zu sein schien, plötzlich ein helles Licht aufgegangen.

Ist Széchenyi seit 1848 wahnsinnig oder unheilbar geisteskrank gewesen? Darüber werden wir uns mit Materialisten und starren Physiologen in keinen Streit einlassen, denn, wie gesagt, der Pistolenschuß hat das Gehirn, das irdische Gefängniß des göttlichen Geistes, zertrümmert und so läßt sich aus dem, dessen Gültigkeit bis zu einer gewissen Gränze wir übrigens anerkannt haben, nämlich aus der Beschaffenheit des Gehirns kein Schluß auf den nothwendig krankhaften Zustand der Seele Széchenyi's ableiten.

Nur die Erwägung geistiger und sittlicher Anzeichen und Thaten kann über die Frage einiges Licht verbreiten, ohne sie jedoch genügend zu erklären.

Inwiefern man das Aufgehen aller Gedanken des Kranken in einem einzigen überspannten Gedanken als die am häufigsten vorkommende Form des Wahnsinnes anerkennt — in so fern wird es schwer halten, einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Széchenyi von 1848 und dem andern nach dieser Zeit zu entdecken.

Széchenyi's gesammte Thätigkeit und seine ganze Lebensaufgabe, worin sein individuelles Dasein seit 1825 unverkennbar aufging, galt dem Vaterlande, galt dem Streben, die ungarische Nation zu civilisiren, sie zu bilden und reich zu machen, das Vaterland zur Größe, zur Freiheit und zur Blüthe zu erheben.

Wenn irgendwo die Gesammtheit des Denkens und Fühlens bei einem einzelnen Menschen in einem Punkte vereinigt war, so ist dies — wie ich schon früher hervorhob — unstreitig bei Széchenyi der Fall gewesen. Er hat im engsten Sinne des Wortes dem Vaterlande gelebt. Er liebte seine Familie, sorgte für deren Interesse und vermehrte darum seine irdische Habe; aber der Kreis dieser Gefühle und Sorgen war für sein Herz und seinen Geist zu klein

und füllte nur den geringsten Theil seines geistigen Lebens aus. Das übrige gehörte dem Vaterlande.

Und wie finden wir ihn in Döbling? Tag und Nacht mit Wort und That und mit der Feder, in seinen Freuden und in seinen Qualen einzig um Vaterland und Nation bekümmert und besorgt voll rastlosen Strebens, wie er helfen und fördern möge. Nur die Mittel waren andere geworden; aber jedes Gefühl, jeder Gedanke und jede That galt noch immer demselben Ziele.

Es ist übrigens wahr, daß was die Ausführung und Anwendung, „Methode und Taktik" betrifft, zwischen dem ehemaligen und dem Széchenyi zu Döbling ein großer Unterschied sich herausstellt.

Seine Thaten, wie seine Worte sind weniger überlegt. Seine Thätigkeit ist eine fieberhaft gesteigerte, unruhevoll nach Allem und Jedem greifend, wie die eines Menschen, den sein eigenes Inneres verfolgt und der von der Zeit und von sich selber nichts mehr erwartet. Er wollte Alles schnell, plötzlich und auf einmal gethan wissen, Kluges und Unvernünftiges, Zweckmäßiges und Ungeeignetes — nur thun — und sogleich!

Der tiefe und weitblickende Geist, der ihn einst so hoch über seine Nation erhob, daß wir ihn unter die biblischen Propheten stellen und als einen solchen verehren würden, wenn er 3000 Jahre früher gelebt hätte, war unverkennbar auch jetzt noch in ihm thätig; aber er war nicht mehr völlig Herr seiner selbst und vermochte der Gewalt der außer ihm st:henden Einflüße nicht mehr mit der gleichen Elasticität, wie früher, Widerstand zu leisten.

Die erduldeten Leiden hatten die Harmonie und das Gleichgewicht dieser sonst kräftig organisirten Individualität gestört.

S:in Nervensystem war vollständig zerstört... Das war für ihn das Vermächtniß jener furchtbaren Katastrophe, die er vorher verkündet hatte, mit welcher zugleich „sein Leben in Rauch aufging", in der seine Zeitgenossen, Freunde wie Feinde, entweder verbluteten oder landesflüchtig geworden waren.

Ueberaus reizbar, war er häufigen Furchtanfällen unterworfen. Er hatte hierin nur Pausen, aber nie genoß er vollkommene Ruhe. Ein zwischen den Extremen stumpfer Verzagtheit und Niedergeschlagenheit und ausgelassener Lustigkeit hin und her geworfenes Gemüth ... so war er.

Natürlich fand in diesem Zustande auch der Gebrauch seiner Geistesanlagen seine Grenze.

Die Folge dieser Zerstörung seines Nervensystems war:

Daß eine unerwartete Nachricht oder das geringste Ungefähr ihn aus dem Geleise brachten. Eine unbedeutende Ueberraschung verursachte ihm Entsetzen.

Eines Tages trat sein Kammerdiener etwas rascher und unerwartet ins Zimmer und Széchenyi erschrak so sehr, daß er niederfiel. Den andern Tag erzählte er den Fall Dr. Goldberg und fügte hinzu: „Sehen Sie, wie krank ich bin! Wie könnte ich nur daran denken, dieses Haus zu verlassen!"

Widerspruch konnte ihn leicht in solche Aufregung bringen, daß er in Zorn gerathend, den Zusammenhang seiner Gedanken und das richtige Urtheil über die Tragweite seiner Worte verlor. (Uebrigens kommt dies auch bei gesunden Leuten leidenschaftlicher Gemüthsart vor.)

Daher haben diejenigen Széchenyi in seinem letzten Jahrzehend kaum richtig erkannt, die ihn noch für fähig hielten, eine Rolle im öffentlichen Leben zu spielen, auf den Kampfplatz hinauszutreten, den Führer oder Agitator zu machen.

Die entgegengesetztesten Standpunkte, die verschiedenartigsten Ideen und Richtungen abstract zu erwägen und zu beurtheilen, dazu war er allerdings noch fähig. Aber an einer Discussion Theil zu nehmen, dem Gegner die Spitze zu bieten, Widerspruch zu ertragen, Besonnenheit und das Gefühl geistiger Ueberlegenheit sich zu bewahren, dazu war er nicht mehr stark genug.

Einige wohlmeinende, aber kurzsichtige Landsleute redeten ihm seit 1859 unabläßig zu, daß er einen Aufenthalt, der sich für ihn nicht schicke, verlassen und wieder auf den Schauplatz öffentlicher Thätigkeit heraustreten, sich an die Spitze der führerlos hin und her schwankenden Nation stellen und der ungewissen Volksstimmung eine Richtung geben möchte, sonst stünde zu befürchten, daß sie zu Extremen fortgerissen würde, statt daß an einen loyalen Ausgleich und an eine praktische Politik gedacht werden sollte.

Aber richtiger fühlte er seinen Zustand und klarer beurtheilte er sich selber, als daß ihm dergleichen auch nur von ferne eingefallen wäre. Ich bin überzeugt, daß wenn er den 20. Oktober erlebt hätte, er auch dann sein selbstgewähltes Gefängniß nicht verlassen haben würde.

Denn wenn ich auch annehme, daß der Zustand seiner Seele ein vollkommen gesunder war, so gab es doch einen dunkeln, räthselhaften, nie aufgeklärten Punkt darin, von welchem aus, wie von dem Archimedespunkt, die günstigste Diagnose seiner Freunde und Aerzte, sowie die des Psychologen und Physiologen aus den Angeln gehoben werden könnte.

Und dieser Punkt war der Wahn oder das Gelübde oder wenn man will, die fixe Idee (denn genau bezeichnen läßt es sich nicht), kurz eine Bestimmung seines Wesens, die unverkennbar vorhanden war und sich auf die mannigfaltigste Weise kundgab, daß er das Haus, in dem er sich befand, lebend nicht verlassen könne und nicht verlassen werde.

Es ist wahr, fixe Ideen, Fatalismus, Glaube an die Gestirne und tausend mystische Grillen sind stets das gemeinsame Eigenthum der Irrsinnigen und großen Männer gewesen.

Der erste und der dritte Napoleon, Wallenstein und Széchenyi und die obscuren Bewohner irgend eines Narrenhauses treffen in diesem Punkte zusammen.

Furcht vor dem Unbekannten, Ahnungen, die erbeben machen, der Glaube an unerklärliche Geistesbegegnungen, kommt dergleichen bei Gebildeten vor, so bezeichnen wir es als Nervosität, bei Bauern gilt es als Aberglaube; bei einem hervorragenden Kranken als Irrsinn.

Diese dunklen und räthselhaften Punkte in Széchenyi's Seelenzustand sind nicht gerade unerklärlich, wenn man die darauf bezüglichen und von mir geltend gemachten Motive zusammenfaßt, obschon eine mathematische Gewißheit niemals erzielt werden kann. Denn wenn er auch noch so gesprächig war, irgend ein Geheimniß schien er doch ängstlich zu bewahren, welches vielleicht der Schlüssel aller seiner Räthsel gewesen wäre.

Wer hat in die Tiefe dieser reichbegabten Seele geblickt? Wer ahnt es,

durch welche Höllenqualen in den ersten Jahren seiner Krankheit seine Lebensanschauung hindurchgegangen ist?

Jene Qualen waren größer, als daß er sie ertragen zu können glaubte; das beweist ein zweiter dunkler Punkt seiner Seele — der Hang zum Selbstmord. Diesen Hintergedanken konnte er nie los werden; darauf deutet der Umstand hin, daß er gerade in seinen verhältnißmäßig heiteren Tagen an die Erwerbung von Pistolen gedacht hat.

Welchen Antheil bei seinen Furchtanfällen die uns angeborne Eigenliebe und die Anhänglichkeit selbst an das verhaßte Leben gehabt hat? Ob bei dem Entschlusse, in die Döblinger Irrenanstalt zu gehen, nicht gleich Anfangs irgend der Hintergedanke, sich zu retten, wirksam war? Ob dieser Gedanke nicht auch später ihn an die Anstalt gefesselt? Ob er darin nicht bestärkt und zugleich seine Furcht vermehrt wurde, als er sah, wie so viele geringere und mit ihm verglichen, unbedeutende Patrioten von der rächenden Henkershand vernichtet wurden? Das haben schon Viele gefragt und diese Fragen sind nicht gerade unberechtigt, auch dürfen sie nicht so gedeutet werden, als ob Széchenyi nie krank gewesen wäre. Seine zur Schwärmerei geneigte und gläubige Seele soll sie kein Dankgefühl gegen das Haus empfunden haben, das ihm ein so sicheres Asyl gewährte? Und mag er in diesem Dankgefühle oder in den zahllosen Stunden höllischer Selbstquälerei nicht eben so viele Gelübde gethan haben, daß er aus eigenem Entschlusse dieses Haus nicht mehr verlassen werde? Und kann hinwieder das Festhalten an diesem Gelübde nicht auf physische Ursachen zurückgeführt werden? Als er jene beiden Male in den Garten hinabging, hat er da nicht den drückenden Einfluß der Luft auf seine Nerven empfunden? Fürchtete er sich nicht vielleicht vor einem plötzlichen Schlaganfalle?

Dies Alles ist mehr oder weniger dunkel und unentschieden und ich glaube, daß auch im Selbstbewußtsein Széchenyi's dies Alles, einem dunklen Chaos gleich, mit einander gekämpft haben mag.

Alles dieses zusammengefaßt, muß schließlich in Betracht gezogen werden, daß Stefan Széchenyi jene außergewöhnliche Organisation besaß, die das Eigenthum außergewöhnlicher Menschen ist, eine Organisation, der ein außergewöhnliches Loos fällt, weil sie zu außergewöhnlichen Thaten fortreißt.

Das gesunde Gleichgewicht der Anlagen, der geistigen und leiblichen Eigenschaften, schafft glückliche, mittelmäßige Menschen und ist das Eigenthum solcher. Mit geringen Fehlern, und ohne große Zusammenstöße und Wirren, aber auch ohne große Thaten legen sie ihre stille und vielleicht auch nützliche Erdenlaufbahn zurück. Das sind Diejenigen, auf welche das französische Wort Anwendung findet: Tout ce qu'on gagne á ne point faire des fautes, c'est qu'on ne peut être répris: mais le grand se fait admires.

Eine schöpferische Thätigkeit von so großartigen Dimensionen, wie diejenige war, welche Széchenyi entfaltet hat, setzt eine gewisse Exaltation der geistigen Eigenschaften, des religiösen Gefühles, des Ehrgeizes, der Stammesliebe, also eine Störung des Gleichgewichtes voraus, die das Individuum aus den Verhältnissen der werktagsmäßigen Klugheit heraushebt.

Ein derartig organisirter Mann wird im Sinne jenes französischen Ausspruches Vieles thun, was vielleicht nicht ganz der Klugheit gemäß, ja

vielleicht sogar tadelnswürdig erscheint: aber nur er ist Großes zu thun fähig.

Eine solche außergewöhnliche Organisation war die Széchenyi's.

Schon in seiner gesunden Zeit war er ein Räthsel. Für den Zustand in seinem letzten Jahrzehend haben wir keinen Namen im Wörterbuche.

Aber Eines ist gewiß, daß die Nachwirkung der erduldeten Leiden und Schrecknisse fortwährend die innern Saiten des auch körperlich Geschwächten erzittern machte und ihm die Ruhe, die Hoffnung und das Leben raubte.

Die Jugend hofft, weil sie den Blick in die Zukunft richtet. Das Alter blickt zurück und empfindet meist eine stumpfe Gleichgiltigkeit. Wer aber am Abend seines Lebens nur eine verlorene Existenz und den Untergang des Vaterlandes sieht, mit dem er innig verwachsen war und das er mit den heiligsten Gefühlen umfaßt hatte: der hat zu hoffen verlernt. Und wie veränderlich man auch die Laune Széchenyi's nennen mag — wenn ich die mit ihm verlebten Augenblicke und Stunden zusammenfasse, so finde ich doch, daß er überwiegend traurig, niedergeschlagen und in Ansehung der Zukunft des Vaterlandes ohne Hoffnung war.

„Ich erwarte nichts Gutes", sagte er mehr denn einmal, als wir von dem Sturze Bachs als von etwas bereits Ausgemachtem sprachen und das „System" augenscheinlich dem Zerfall zuneigte.

Von seinem individuellen Standpunkte hatte er eigentlich Recht. Für sich durfte er nichts Gutes mehr erwarten. Sein Tod ging dem 20. Oktober nur um ein halbes Jahr voraus. Hätte er diesen Tag aber auch erlebt, was würde er ihm gebracht haben? Neue Besorgnisse über die eingetretenen Wirren, deren Lösung nicht abzusehen war, auf welche der 5. November 1861 folgte und dergleichen mehr.

Mag aber auch der Größte der Magyaren in seinen alten und kranken Tagen an der Zukunft des Vaterlandes verzweifelt haben, wir wollen gleichwohl auf Gott vertrauen und glauben, daß ihn seine prophetische Sehergabe diesmal getäuscht hat. Uns Jüngeren wenigstens, die wir noch zum Kampfe befähigt dastehen, sei es erlaubt zu hoffen und mit der Hoffnung den ernsten Willen zu verbinden, daß jene ungleich schönere Weissagung des einst gesunden und thatkräftigen Széchenyi in Erfüllung gehe:

„Nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft liegt Ungarns Größe!"

Inhaltsverzeichniss.

[illegible]

Kecskeméthy, Aurél,

Graf Stephan Széchenyi's staatsmännische Laufbahn, seine letzten Lebensjahre in der Döblinger Irrenanstalt und sein Tod

Pest 1866

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069172-4